

**Öko, Sex  
und andere Katastrophen**

**LESEPROBE**  
von [www.lebenslaenglich.at](http://www.lebenslaenglich.at)

**Ein Projekt für mehr Tierwohl!**



# 1.

Öko. So ein Scheiß. Wenn ich das nur hörte! Heutzutage sollte alles öko sein. Öko und bio. Und am besten wie von Zauberhand vom Himmel gefallen, egal ob Hemden, Socken, Waschmittel, Obst, Gemüse ... So, als wäre es den Engeln da oben aus dem Arsch geplumpst und auf völlig natürliche Art und Weise entstanden.

Umweltbewusste Menschen stellten die Dinge des täglichen Bedarfs selbst her, und wenn dies nicht möglich war, dann sollte es doch bitte mit Bio-Siegel und Fairtrade-Zertifikat ausgezeichnet und per Hand hergekarrt sein. »Alles andere ist nicht akzeptabel!«, schrie es aus den modernen Artikeln der Zeitschrift »Die ökologische Frau von morgen« heraus, die ich hin und wieder mangels besserer Alternativen beim Friseurbesuch las, während meine Haare blondgefärbt, die Fingernägel dunkelrot lackiert und die Zehennägel mit French Manicure verschönert wurden.

Der monatliche Besuch in meinem Lieblingsstudio um die Ecke reichte mir, um zu wissen, dass dieses Bio-Öko-Zukunfts-Zeug nichts für mich war. Das alles klang viel zu kompliziert, zu aufwändig und vor allem zu teuer. Wer konnte sich das ganze Zeug schon leisten? Davon abgesehen, dass ich gar nicht darüber nachdenken wollte, was ich wo und wie in meinem Leben verändern könnte. Warum denn auch? Man konnte ja nichts zu hundert Prozent richtig machen. Kaufte man sich ein Elektroauto, hatte man damit mehr CO<sub>2</sub> verbraucht, als man erzeugt hätte, wenn man mit einer alten Schrottkarre noch weiter

gefahren wäre. Vegetarische Ernährung war praktisch out, vegan sollte es sein, aber eigentlich wurden für vegane Ernährung viel größere Wasserressourcen verbraucht als für »normale« Ernährung. Andere schworen auf Rohkost, andere auf Low-Carb. Und alle hatten sie gemeinsam, dass sie einem ihre persönliche Lebensweise unbedingt als richtig aufdrücken wollten wie Missionare.

Zu diesem Zeitpunkt meines Lebens dachte ich, mein Dasein würde gut laufen. Ich fühlte mich wohl in meiner Haut und war zufrieden mit allem. Doch scheinbar repräsentierte ich mein glückliches Dasein nicht nach außen, obwohl ich meiner Meinung nach adrett und ansehnlich auftrat. Ich war in der Öffentlichkeit stets perfekt manikürt und so geschminkt, dass meine blauen Augen schön betont wurden, ohne tussig zu wirken. Meine Augenbrauen hatten eine millimetergenaue geschwungene Form im richtigen Verhältnis zu Augen und Nase und meine Lippen leuchteten täglich dezent im Rosa meines Lieblingslipglosses, der nach Erdbeere duftete. Einzig meine frisch blondierten Haare wirkten etwas stumpf und strähnig, doch die waren von Kindesbeinen an schon mein Problem, das ich einfach nicht in den Griff bekam, egal welches supertolle Shampoo ich auch verwendete.

Und genau diese strähnigen Haare wurden mir zum Verhängnis. Nie werde ich diesen Tag in meinem Leben vergessen, denn ich wurde so dreist angequatscht und erniedrigt wie noch nie zuvor. Aus heiterem Himmel sprach mich mitten in einem Geschäft eine etwa 45-Jährige an, die von einer Sekunde auf die andere hinter mir stand und mit etwas rauchiger Stimme zu mir sprach:

»Wissen'S«, sagte sie und zeigte in diesem von den Farben Blau und Orange dominierten Drogeriemarkt

zwischen Waschmitteln, Windeln und Duschcremes mit dem Finger, der unlackiert und unberingt war, auf mich. Mit einem Hochziehen ihrer Augenbrauen, die natürlich nicht gezupft und auch nicht schön geschwungen waren, fuhr sie fort: »man weiß nie, was da drin ist. So viel giftiges Zeug, das können Sie sich nicht vorstellen!«

Ich zuckte bei ihrer bescheuerten Aussprache zusammen, während ihre ungeschminkten Augen auf die Shampoo-Flasche fielen, die ich gerade in der Hand hielt und bei der ich eigentlich nur schauen wollte, ob dieses für extrafeine strapazierte Haare geeignet war. Irgendwie war ich es ja gewohnt, wegen meiner Lebensweise belehrt zu werden, doch dass mich jemand mitten in einem Geschäft ansprach, das war mir noch nie passiert.

»Das hier«, die Frau zeigte auf die Plastikflasche, die in meiner Hand plötzlich siedendheiß zu werden schien, »ist Müll. MÜLL, sag ich Ihnen. Vergessen'S das! Silikone, künstliche Zusatzstoffe, et cetera, et cetera«, zählte sie an ihren Fingern ab und wieder fielen mir ihre unlackierten und kurzgeschnittenen Nägel auf. »Sie machen sich die Haare damit kaputt!«, fuhr sie lauter werdend fort.

Wegen dieser ungewünschten und so dreisten Moralpredigt war ich immer noch viel zu perplex, um irgendwie zu reagieren. Mit der Shampoo-Flasche in der Hand starrte ich sie entgeistert an.

In diesem Moment fiel ihr Blick auf die eben angesprochenen Strähnen, die auf meinem Kopf der Schwerkraft zu trotzen versuchten. Sie wollten sprungfreudig und leicht sein, doch stattdessen mussten sie immer wieder ergeben und schlaff nach unten hängen. Die Öko-Tante, wie ich sie in Gedanken bereits nannte, tat es meinen Strähnen am Kopf daraufhin gleich und ließ kraftlos ihre Arme hängen.

Ihr Gesichtsausdruck wurde ganz weich und aus ihrem Mund kam ein trauriges »Ohh.«

»Was?«, fragte ich genervt und stellte das Shampoo zurück ins Regal, erleichtert darüber, dass ich aus der Erstarrung erwacht war. Dabei wandte ich kurz den Blick von der Frau ab und sah mich rasch um, um zu sehen, ob mich vielleicht eine der Verkäuferinnen aus den Fängen dieser Öko-Tante befreien könnte. Wo waren die sonst so überaus höflichen Damen bloß, wenn man sie brauchte? Sonst standen sie doch auch herum und fragten alle paar Minuten die Kunden, ob sie Hilfe benötigen würden.

Ich reckte den Hals unauffällig, doch ich konnte niemanden entdecken. Ich war einfach zu klein, um über die Regale zu blicken und jemanden mit flehenden und verzweifelnden Blicken stumm zu mir zu rufen. *Hilfe*, ging es mir durch den Kopf. *Ich will nicht weiter zugequatscht werden!* Doch weit und breit war niemand zu sehen. Ich war mit der Öko-Tante allein.

Dann fühlte ich sie – die Klauen der Hölle. Direkt an meiner Schulter. »Ihre Haare sind schon ganz kaputt«, hörte ich die Stimme neben mir, während ich den Kopf langsam nach links in ihre Richtung drehte. An meiner Schulter fühlte ich eine Hand, deren Finger dürre Strähnen meiner blondierten Haare zwirbelten.

»Was ...?!?« Ich zuckte entsetzt zurück, doch die Frau kam sofort wieder einen Schritt näher.

»Ihre Haare«, erklärte sie säuselnd, »die sind ganz kaputt. Mit Roggenmehl wäre das nicht passiert. Und Ihre Haut ...« Ihre Hand kam meinem Gesicht noch näher.

*Wo ist eine Verkäuferin? HILFE!* Diese aufdringliche Person näherte sich weiter. Gleich würde ich ihren Schweiß riechen, denn bestimmt verwendete sie nicht mal

Deo! Doch keine Sekunde später nahm ich den Geruch nach ... Zitrone wahr. Ja, es roch plötzlich nach Zitrone! Schmierte sie sich etwa mit Zitrone ein?

»Probieren'S mal Kokosöl. Das macht Ihre Haut wieder frisch und jung und befreit sie von Unreinheiten. Bestimmt sehen'S danach wieder schön jung aus.«

*Jetzt aber ...* Ich atmete entsetzt und gekränkt ein. *Was erlaubt sich dieses Weib bloß?* »Was soll das?« Mutig wehrte ich die Hand ab, wich einen weiteren Schritt zurück. Als ich den runden Ständer mit den Nagellackfläschchen in meinem Rücken spürte, fühlte mich völlig in die Enge getrieben.

Normalerweise stand ich gern vor dem Ständer und sah mir die vielen trendigen Farben an, doch in diesem Moment war er mir so dermaßen im Weg! Ich wollte nur noch weg von dort, denn mein schlimmster Alptraum schien wahrgeworden zu sein. Mein ganzes bisheriges Leben lang konnte ich ungestört zu Shampoo greifen, Fast Food essen und meine Haut mit Make-up zukleistern, ohne mich von dem Bio- und Öko-Wahn, der rundherum die Leute ergriff, anstecken zu lassen. Selbst meine beste Freundin Verli hatte schon interessiert begonnen, vegane Gerichte zu kochen und Bio-Lebensmittel einzukaufen. Bisher hatte ich es erfolgreich geschafft, einen großen Bogen um vegane und ökologische Trends zu machen, weil es mich einfach nicht interessierte, und dann quatschte mich dieses ... dieses ... puh, mir fehlten die Worte! ... Weibsstück an und gab mir ihre scheiß Ökotipps! Ich fühlte mich dieser Frau gegenüber echt so machtlos, dass es mich perplex und sprachlos machte. Sah ich so schlimm aus, dass sie das Gefühl hatte, mich und mein entsetzliches Aussehen retten zu müssen?

Keine Ahnung wie, doch irgendwie schaffte ich es, den Fängen dieser Öko-Tante zu entkommen. Es war genau um Viertel vor drei Uhr nachmittags, als ich den Nagelackständer umrundet und die Flucht durch die gläserne Schiebetür angetreten hatte, ohne auch nur einen Cent im Drogeriemarkt ausgegeben zu haben. Das passierte mir sonst nie! Irgendetwas brauchte ich immer – und wenn es nur ein neuer Lidschatten war, der so schön blau schimmerte! Und diese Uhrzeit, Viertel vor drei, werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen, denn als ich in meinem Auto saß, das nicht sehr sparsam war, und meine Handtasche atemlos auf den Sitz neben mir warf, der, wie alle anderen Sitze im Auto, mit echtem Leder bezogen war, da starrte ich auf die Uhr vor mir auf der Konsole und dachte nach. Ich zwirbelte meine strähnigen Haare und dachte darüber nach, was eine Person dazu bewegen konnte, jemand Wildfremden auf sein fatales Aussehen und auf sein nicht-ökologisches Konsumverhalten aufmerksam machen zu wollen. War es ein Helfersyndrom? Mitleid? War diese Person einfach eine Weltverbesserin? Oder doch nur schlicht und ergreifend psychisch krank?

Selbst am Tag danach sah ich sie noch vor mir – mit ihren kräftigen vollen roten Haaren und ihrem braungebrannten, makel- und auch make-up-losen Gesicht. Sie erinnerte mich ein wenig an eine ungeschminkte Marcia Cross von den Desperate Housewives. Neidvoll bemerkte ich im Nachhinein, dass sie wunderschön und superschlank, ja beinahe trainiert war, trotz ihres reifen Alters um die fünfundvierzig. Das musste ich mir eingestehen, auch wenn sie es mit ihrer schlichten Frisur und ihrer langweiligen Kleidung nicht sehr unterstrich. Bestimmt war ihr T-Shirt aus Bio-Baumwolle, so wie die Schuhe, die



entgegen meiner Erwartung keine Birkenstock-Sandalen, sondern einfache Schuhe aus Stoff waren. Sofern ich es richtig in Erinnerung hatte, waren sie grau. Mausgrau und fad, genau so, wie es bei diesen Öko-Tanten klischeehaft doch immer war ...

*Öko. Was heißt Öko eigentlich?*, fragte ich mich, während ich in meiner kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung auf der Couch lümmelte und meinen freien Tag genoss. Es war Samstag und ausnahmsweise musste ich nicht arbeiten, obwohl im Klamottenladen im Einkaufszentrum bestimmt die Hölle los war. Hämisch dachte ich daran, dass sich meine unbeliebte Kollegin bestimmt voll abrackerte, während ich das Nichtstun genießen konnte.

Es war bereits halb 11 Uhr vormittags und ich hatte noch nichts getan, außer aufzustehen, Kaffee aus meiner Nespresso-Maschine tropfen zu lassen und den Fernseher einzuschalten. So sahen für gewöhnlich meine Sonntage immer aus und dank meiner vielen Überstunden heute ausnahmsweise der Samstag. Nicht sehr spektakulär.

Als junge Frau mit eigener Wohnung und ohne Partner hatte ich nicht viel mehr Möglichkeiten, als einfach nur nichts zu tun. Oh ja, ich war Single. Mehr oder weniger. Kaum jemand glaubte mir das, denn die Mehrheit der Menschen, denen ich begegnete, nahm an, dass ich vergeben war. Das machte mich ein wenig stolz und stärkte mein Selbstbewusstsein, doch in Wahrheit war ich mehr oder weniger allein. Bisher entpuppten sich alle potentiellen Liebhaber, die mir den Hof machten, als Volltrottel in Alufolie statt als Ritter in glänzender Rüstung. Ich hatte einfach kein Glück bei den Männern, denn das, was zwischen Ben und mir lief, war ja eigentlich auch nicht das Gelbe vom Ei ...

Irgendwie war ich gedanklich vom Thema abgekommen. Was wollte ich nochmal machen? Ach ja, Öko. »Was heißt Öko eigentlich genau?«, murmelte ich vor mich hin und griff interessiert nach meinem iPad, drückte den Home-Button, um den Bildschirm zu aktivieren, und suchte in Google nach dem Begriff *Öko*. Gleich an erster Position präsentierte mir die Suchmaschine einen Link von Wikipedia. Absolut seriös und immer der Wahrheit entsprechend ... Ich klickte darauf und fand mich in einem ellenlangen Artikel über die »ökologische Umweltbewegung« wieder.

Ich überflog die Absätze und kam zu dem Schluss, dass Öko etwas mit Umweltbewusstsein zu tun haben musste. Weltverbesserer also. *Wusst' ich's doch ...* »Menschen, die etwas tun wollen, um sich besser zu fühlen und ihre moralische Überlegenheit zu demonstrieren«, las ich in dem langen Artikel. Mir kam der Begriff *Besserwisser* in den Sinn und ich sah wieder diese Öko-Tante vom Droge-riemarkt vor mir. Ihre Worte hallten in meinem Kopf wider. *Wie konnte ich aber auch nur bloß darüber nachdenken, so ein Shampoo nur ANZUSEHEN?!*, ging es mir sarkastisch und genervt durch den Kopf. Je mehr ich darüber nachdachte, desto gekränkter fühlte ich mich. Das war ein persönlicher Angriff der übelsten Sorte gewesen! Hätte sie mir doch gleich ein Schild verpassen können mit der Aufschrift: »Diese Tussi hat durch übermäßigen chemischen unbedachten unökologischen Gebrauch nicht nur fettige strähnige Haare, sondern macht sich auch die Haut kaputt und sieht alt aus.« *Blöde Kuh ...*

Plötzlich klingelte es an meiner Wohnungstür und ich wurde aus meinen Gedanken gerissen. Wieso klingelte es dann jetzt? Besucher kündigten sich normalerweise vorher

an. »Bitte lass es nicht eine von den alten Schachteln im Erdgeschoss sein«, flehte ich und stöhnte genervt. Erst letzten Sonntag holte mich Frau Huber aus der ebenerdigen Wohnung um halb 10 aus dem Bett und wollte, dass ich ihr ein paar Äpfel aus ihrem Keller hole. Sie könne schließlich nicht mehr so gut Stiegensteigen, meinte sie bedauernd. Dass sie dafür zu mir in den ersten Stock gekommen war, hatte die senile Schachtel wohl vergessen.

*Rrrrrr.*

Wieder läutete es. Dieses Mal länger. Ungeduldiger. »Ich komm ja schon!«, rief ich Richtung Vorraum und legte mein iPad neben mir auf die Couch. Während ich aufstand, zog ich mein langes Schlafshirt über meine Oberschenkel und fuhr mir durch meine strähnigen unfrierten Haare. Der Besucher vor der Tür schien ungeduldig zu sein, denn es klopfte nun auch. *Die Eingangstür unten ist wohl schon wieder nicht abgeschlossen*, ging es mir durch den Kopf.

»Ich komm ja schon«, wiederholte ich grantig und schlurfte barfuß durch den Flur zur Eingangstür. Frau Ringelmeier, die andere alte Schachtel aus dem Erdgeschoss die direkt unter mir wohnte, mochte es nicht, wenn ich zu laut auftrat. Da würde ihr Papagei so schreckliche Angst bekommen, wenn ich so herumtrample, hatte sie mir zu Beginn gleich nach meinem Einzug erklärt. Seit dem schlurfte ich also und würde wohl deshalb noch Haltungsschäden an meinem Bewegungsapparat bekommen. Wieder läutete es. Meine Laune war nun endgültig im Keller, ein kurzer Blick durch den Türspion erhellte sie jedoch schlagartig. Von -100 auf 5000 in 0,5 Sekunden – das war ja beinahe Lichtgeschwindigkeit! Mein Stimmungsbarometer explodierte am oberen Ende!

Erfreut öffnete ich die Tür und stand einem extrem gutaussehenden Mann gegenüber, der meine Knie sofort weich werden ließ.

»Hey Ben, was machst du denn hier?«, begrüßte ich ihn perplex und überdachte kurz mein Aussehen. Bestimmt sah ich noch voll verschlafen aus, doch dann schob ich die Gedanken beiseite, denn die Freude überwog. Mit ihm hatte ich gar nicht gerechnet! Immerhin war Wochenende. Da sahen wir uns sonst nie!

»Guten Morgen«, säuselte der geile Typ vor meiner Tür und lehnte sich lässig mit der linken Schulter gegen den Türrahmen, während ich mein Glück kaum fassen konnte. Das schien ja doch noch ein super Tag zu werden! »Ich hab Frühstück besorgt.« Ben hielt in der rechten Hand eine Papiertüte, die er lockend in Schulterhöhe hin und her schwang und aus der es nach frischem Gebäck duftete.

Diese Info floss an mir runter wie warmer Honig und ich fühlte, wie meine Knie noch weicher wurden. Ein kurzer Blick, ein leichtes Lächeln, und der Typ sorgte für Aufruhr in meinem Körper. »Komm rein«, wies ich ihn gutgelaunt an und ging voraus in die Küche.

Während er das duftende Gebäck auf den Tisch legte und ich eine frische Tasse Kaffee für ihn eingoss und meine bereits leere Tasse wieder auffüllte, erzählte Ben, dass seine Frau mit der gemeinsamen Tochter übers Wochenende spontan in die Therme verreist sei.

»Aha«, kommentierte ich mit ihm zugewandten Rücken, während ich beobachtete, wie tröpfchenweise duftender Kaffee geradewegs aus der Plastikkapsel in die Tasse tropfte. Ich tat gelassen, doch innerlich machte mein Herz einen Freudensprung. Es sah ganz so aus, als

würden wir beide ein Wochenende für uns haben. Für uns ganz allein. Völlig ungestört!

»Vor Sonntagabend kommen sie nicht zurück«, hörte ich ihn plötzlich bedeutungsschwer direkt an meinem Ohr und fühlte, wie seine Lippen begannen, mein Ohrfläppchen zu liebkosen, während seine Bartstoppeln an meinem Hals kitzelten.

Sofort lief ein Schauer über meinen Rücken und ich lehnte leise stöhnend meinen Kopf zurück auf seine Brust. »Das heißt ...?«, flüsterte ich mit geschlossenen Augen und ließ den Satz unvollendet in der Luft schweben.

Ruckartig drehte mich Ben um. Mit seinen blauen Augen, die einen Kontrast zu seinem sonst so dunklen Aussehen bildeten, sah er mich neckisch an und hob mit seinen Fingern sanft mein Kinn. Ich konnte gar nicht anders, als ihn anzusehen, während es zwischen meinen Beinen vor Vorfreude zu kribbeln begann.

»Das heißt, dass wir Zeit für uns haben«, antwortete er verführerisch. Wir standen uns Auge in Auge gegenüber, unsere Nasenspitzen berührten sich fast. »Viel Zeit«, betonte er und küsste mich sanft auf den Mund. Dann tasteten sich seine Lippen zu meinem Hals vor.

Ich stand rücklings zur Arbeitsfläche, auf der die Kaffeemaschine endlich damit fertig war, Kaffee aus der Kapsel zu tropfen. Die wundervolle Crema drohte bereits zusammenzustürzen und nur eine fahle schwarze Flüssigkeit in der Tasse zurückzulassen, doch mir war das egal. Ich roch und fühlte diesen wunderbaren Mann vor mir, der sich mit hartem ausgebeultem Schritt erregt an mich drängte. Mit den Händen stützte ich mich stöhnend an der Arbeitsfläche der Küche ab und genoss die Liebkosungen an meinem Hals, während ich tief seinen Geruch

aufzog. Er roch einfach so geil. So nach Lust. Nach Verlangen. Nach ... Sex. Wildem hemmungslosen Sex, den er bei mir bekam und wegen dem er mich so mochte. Sex, den seine Frau ihm nicht bieten konnte. Das redete ich mir zumindest ein, denn warum sollte er sonst so scharf darauf sein, mich seit einem halben Jahr regelmäßig nach der Arbeit zu treffen?

»Gehen wir rüber ins Schlafzimmer«, flüsterte ich und drängte mich an ihn.

»Nein«, erwiderte Ben ungeduldig und hob mich mit seinen starken Armen auf die Arbeitsfläche, während er an seiner Hose zu nesteln begann. Sein bestes Stück drängte gegen den Reißverschluss und schien kaum mehr Platz zu haben, wie ich zufrieden feststellte. »Ich will dich hier. Hier und jetzt«, presste er atemlos und gierend hervor.

»Okay«, flüsterte ich und ergab mich erregt. Ich hatte nicht allzu oft die Gelegenheit, es in meiner Küche mit jemandem zu treiben. Eigentlich nie. *Warum also nicht?*, dachte ich und schob meine Unterhose unter meinem Arsch nach unten, bis sie an meinem Knöchel baumelte und geräuschlos zu Boden fiel. Dann lehnte ich mich zurück und spreizte erwartungsvoll die Beine.

Als er langsam in mich eindrang und ich mich erregt an ihn drückte, war mein Kopf wie leergefegt. Ich fühlte nur noch meine Lust, mein Verlangen und diesen unglaublich geilen Schwanz in mir, der mich mit kräftigen Stößen eroberte. Vergessen war diese ungehörige Furie im Droge-riemarkt und vergessen war Öko. Was ging mich dieser Scheiß an? Ich dachte nur noch daran, stundenlang mit diesem Mann Sex zu haben. Hier, in meiner Wohnung! Am Wochenende! Mein Leben schien perfekt zu sein.

## 2.

»Ach, Laura, sag bloß, du treibst es noch immer mit ihm? Hast du kein Anstandsgefühl?«

Ihr rügender Blick traf mich mit voller Wucht. Ich müsste ihn eigentlich bereits gewohnt sein, führten wir dieses Gespräch doch schon des Öfteren, doch jedes Mal aufs Neue ging er bis tief in mein Innerstes. *Bamm*, mit voller Wucht rein ins Herz. Wieso musste sie immer mit Moral und Anstand kommen?

Unbeirrt meines genervten Gesichtsausdruckes fuhr Verli fort: »Du bist vierundzwanzig und er ist fast zehn Jahre älter als du, verheiratet und hat ein Kind!«, zählte sie vorwurfsvoll an den Fingern ab.

»Ja, das weiß ich alles! Und?« Ich klang wie ein kleines Kind, das wusste ich, doch ich wusste auch, dass ich die Fakten alle kannte. Wissen war bei mir so eine Sache, *tun* eine andere ... »Er will mich«, erwiderte ich schmollend, während wir inmitten des Mittagstrubels in einem Bistro saßen und eine Kleinigkeit aßen, ehe die Mittagspause vorbei war und Verli ins Büro und ich zurück in den Laden musste. »Und ich will ihn«, fügte ich trotzig hinzu.

Der Montag war unser Tag. Unser Quatschtag, wie wir ihn nannten. Da trafen wir uns im Bistro, um uns über das Wochenende zu unterhalten. Und im Gegensatz zu den sonstigen langweiligen Wochenenden, die ich arbeitend oder allein in meiner Wohnung verbrachte, konnte ich dieses Mal von diesem unglaublich geilen Sex mit Ben erzählen, der erst am Sonntag endete, als seine Frau

ankündigte, in zwei Stunden zuhause zu sein. Doch anstatt sich mit mir zu freuen, weil ich einfach glücklich war, musste meine tolle beste Freundin wieder den Moralapostel spielen. Manchmal klang sie wie meine Mutter.

»Wieso lässt du dich so benutzen?« Verli schien nicht sehr erfreut. Sie, die seit Jahren eine glückliche Beziehung hatte, konnte nicht verstehen, wie ich mich nur zu einer Affäre hinreißen lassen konnte. Doch eigentlich hätte ich es ja wissen müssen, denn wie oft hatten wir schon dieses Gespräch geführt? Zig Male!

»Ich lass mich nicht benutzen«, fauchte ich und biss schlecht gelaunt von meinem Schinken-Baguette ab.

»Ach, nein?« Verli zog ihre Augenbrauen hoch, die daraufhin unter ihrem hellbraunen Pony auf der Stirn verschwanden. »Du willst also wirklich behaupten, du lässt dich nicht benutzen?« Sie setzte sich aufrecht hin und verschränkte ihre Arme vor der Brust. »Warum hat er Sex mit dir?«, fragte sie herausfordern.

»Weil ich ihm das bieten kann, was seine Frau nicht kann.«

»Wieso verlässt er sie dann nicht?«

War das ein Verhör? Ich seufzte. »Weil sie mal depressiv war und er nicht will, dass sie wieder rückfällig wird.«

»Oh, ein ganz fürsorglicher Mann.« Sie klang zynisch. »Warum lässt er sich dann auf dich ein, anstatt dass er treu ist und sich um seine Frau und die Tochter kümmert?«

»Weil ... weil ...«, ich suchte nach Worten. »Weil ihm der Sex mit mir so gefällt«, antwortete ich zögerlich und starrte auf den Tisch.

»Merkst du was?« Verli lehnte sich nach vorn und sah



mich eindringlich an.

»Was soll ich merken?«

»Er *benutzt* dich!« Das zweite Wort betonte sie mit erhobenen Händen, als würde sie meinen Kopf im Schraubstock halten. Sie wirkte gereizt und starrte mich an.

»Nein, tut er nicht«, erwiderte ich und fühlte förmlich, wie meine Augen zu funkeln begannen, als ich zurückstarrte. Das Baguette auf dem Teller vor mir war vergessen. Was dachte Verli bloß von mir? Ich ließ mich doch nicht benutzen! »Er liebt mich«, erklärte ich und wusste im selben Moment, dass ich trotzig wie ein kleines Kind klang.

»Ach ja? Er liebt dich? Wann hat er dir das gesagt?«

»Gestern.«

»Ohhhhh.« Sie setzte einen zuckersüßen Blick auf und sah mich, das Kinn auf ihre Handfläche gestützt, an.

*Sie verarscht mich doch*, ging es mir durch den Kopf.

»Was hast du getan, als er das sagte?«

Ich stutzte. Auf was wollte sie hinaus? Ich dachte kurz nach und hörte im Gedanken, wie Ben lustvoll und atemlos eine Liebeserklärung flüsterte, während ich zwischen seinen Beinen kniete. Das, was davor und danach gesprochen wurde, was nach »oh du geiles Luder« und »du bist die Geilste von allen« geklungen hatte, erzählte ich ihr lieber nicht. »Ich hab ihm einen geblasen«, beantwortete ich leise ihre Frage und sah mich in dem übervollen Bistro um, ob mich eh niemand hören konnte. Beruhigt erkannte ich, dass die Menschen an den Nachbartischen in ihre Gespräche vertieft waren oder konzentriert in eine Zeitung blickten.

»Ha!«, rief Verli aus und zeigte mit dem Finger auf mich. Ein älterer Herr am Nebentisch, der bisher mit

gerunzelten Augen hinter einer dicken Brille in einer Zeitschrift gelesen hatte, sah kurz überrascht auf.

»Was *ha?*«, äffte ich, versuchte den Mann auszublenden und schob die Brösel neben dem Baguette auf dem Teller hin und her. Langsam fühlte ich mich nicht wohl in meiner Haut. Ich hasste es, wenn Verli so obergescheit tat!

»Checkst du es denn nicht? Er kriegt von dir, was er will. Er ist ein Mann! Klar, dass er dir sagt, dass er dich liebt, wenn du grad sein bestes Stück bearbeitest!«

Den letzten Satz hatte der Mann nun auch gehört. Tadelnd und missbilligend räusperte er sich und sah demonstrativ auf das Tratschblatt vor sich hinunter.

Langsam wurde die Situation echt peinlich. Mit gerunzelter Stirn sah ich Verli an, die nie die Worte blasen oder Penis oder gar Schwanz öffentlich aussprechen würde. Dafür war sie viel zu bodenständig und vernünftig. Selbst diese Aussage schien fast zu viel für sie zu sein, denn ihre Wangen wurden plötzlich rot und sie wirkte verlegen.

»Fakt ist«, fuhr sie etwas leiser fort, »wenn er dich tatsächlich lieben würde, würde er für klare Verhältnisse sorgen. So bist du jedoch nichts anderes, als eine willige hübsche junge Affäre, mit der er sich brüsten kann. Er tut nichts anderes, als sein Ego mit dir aufzupolieren!«

Ich starrte Verli an. Das saß. So offen hatte sie noch nie mit mir gesprochen und noch nie hatte ich mich so billig gefühlt. Es klang, als wäre ich eine Nutte! Ich fühlte, wie Tränen hochstiegen, und mein Gesicht brannte, als hätte ich eine Ohrfeige bekommen. *BAMM! Volltreffer!* Und das von meiner besten Freundin!

Verli schien meine Bestürzung zu bemerken. »Hey Süße«, sagte sie etwas ruhiger, griff über den Tisch und nahm meine Hand. »Ich meine es doch nur gut mit dir. Ich

will nicht, dass du dich für so einen Typen so erniedrigst. Du hast doch etwas Besseres verdient.«

Ich sagte nichts, stattdessen zog ich meine Hand zurück und trank den letzten Rest Orangensaft aus, der nun schon lauwarm geworden im Glas auf dem Tisch stand. Dann kramte ich einen Zehneuroschein aus meiner Geldtasche, legte ihn auf den Tisch und stand auf. Ich wollte nur noch weg. »Danke für deine offenen Worte«, presste ich hervor und bemühte mich, meine Stimme nicht zittern zu lassen. Ich war kurz davor loszuheulen.

»Laura, ich ...«

Verli streckte den Arm und wollte nach meiner Hand greifen, doch ich wehrte ab. »Schon gut. Du hast es deutlich gesagt. Ich bin ein billiges Flittchen, das sich von einem verheirateten Mann benutzen lässt.«

»Aber so war das doch nicht gemeint, ich ...!«

Den Rest hörte ich nicht mehr. Ich zwängte mich im Slalom an den Tischen vorbei und eilte zur Tür. Keine Sekunde länger wollte ich hier in diesem Lokal bleiben. Mir war, als hätte Verli mir gehörig den Kopf gewaschen. Sie, die immer zu mir gestanden hatte, seit wir uns beim Fortgehen kennengelernt hatten, nachdem ich in die Stadt gezogen war. Zu einer Zeit, als ich noch niemanden kannte, war sie an meiner Seite und hatte mir das Leben in einer Großstadt gezeigt. Hatte mich aufgeheitert, mich zum Lachen gebracht und war mit mir herumgefahren. Verli, die eigentlich Verena hieß, war seit Jahren meine beste Freundin und hatte meine Ausschweifungen bei Männern und One-Night-Stands bisher hingenommen und meinen Abenteuern gelauscht, doch heute hatte sie mir mal ihre Meinung gesagt. Zum ersten Mal hatte sie mir richtig vor Augen gehalten, wie erniedrigend meine

Affäre mit Ben war. Wie konnte sie nur? Ich wollte das doch gar nicht hören! Also tat ich das Erstbeste, was mir in den Sinn kam – ich ergriff die Flucht. Kopflos lief ich aus dem Bistro hinaus auf den belebten Gehsteig.

»He! Pass doch auf!«

Ich hörte jemanden rufen und nahm neben mir eine Bewegung wahr, doch es war bereits zu spät. In Sekundenbruchteilen kam ein Schatten auf mich zu, dann knallte es und ich spürte einen stechenden Schmerz in meiner Schulter, während jemand schmerzerfüllt aufschrie. Dann wurde es für einen kurzen Moment schwarz und ich fand mich auf dem Boden liegend wieder.

»Was ...?« Ich griff mir stöhnend an den Kopf. Um mich herum waren Menschen, die mich besorgt ansahen. Neben mir nahm ich verschwommen ein Fahrrad wahr, unter dem ein nacktes behaartes Bein mit hochgekremelter Hose hervorsah. Erst als ich blinzelte, konnte ich erkennen, dass es zu einem schlaksigen jungen Mann gehörte, der ebenfalls am Boden lag und sich an den Kopf griff. Im Gegensatz zu mir hatte ein Helm seinen Aufprall abgefangen.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?« Ich hörte eine Stimme neben mir. Ein Mann kniete an meiner Seite und griff mir unter die Arme, um mich abzustützen.

»Holt mal jemand einen Krankenwagen?? Sie blutet!«, schrie ein anderer aufgeregt.

*Was? Wie? Blut?* Ich sah mich verwirrt um. Erst da bemerkte ich, dass meine Hand rot war. Wieder griff ich mir an die Stirn. Sie fühlte sich feucht und warm an.

»Kommen Sie, legen Sie sich hin.«

Nur zu gern folgte ich der Aufforderung, denn ich

fühlte mich ziemlich lädiert. Sanft drückte mich der Mann nach hinten und bettete vorsichtig meinen Kopf auf seine Jacke, die er zusammengerollt auf den Boden gelegt hatte. Immer noch war ich stumm vor Schreck. Aus dem Augenwinkel erkannte ich, dass der Typ mit dem Fahrrad bereits stand. Er schien unverletzt zu sein.

»Sie lief mir einfach vor mein Rad! Ich konnte nicht ausweichen!«, beteuerte er gegenüber den schaulustigen Passanten und gestikulierte wild, während ihm ein Mann beruhigend auf die Schulter klopfte und zustimmend nickte.

*Was hab ich getan?* Mein Kopf fühlte sich leer an. Irgendwie hatte ich einen Filmriss und die Stimmen und Geräusche um mich herum wirkten, als hätte man mich in Watte gepackt. Mittlerweile waren immer mehr Schaulustige gekommen und hatten einen Ring um mich und meinem Ersthelfer gebildet. Zig Blicke starrten auf mich und ich fühlte mich völlig schutzlos. Verletzlich. *Auch das noch ...* Innerhalb von fünf Minuten von gescholten und beleidigt zu verletzlich und schutzlos, das schaffte auch nur ich. *Absolut toll gemacht, Laura*, sagte ich mir und schloss kraftlos die Augen.

»He, alles klar? Augen auf!«, forderte mich der Mann neben mir auf und tätschelte meine Wange. »Die Rettung ist schon unterwegs.«

»Hm.« Ich stöhnte müde. Mein Kopf brummte so schrecklich und jeder Atemzug erforderte größte Anstrengung. Rettung? Scheiße. Das klang nicht gut.

Plötzlich wurde mir übel, richtig übel, und ich kotzte mein vorhin gegessenes Baguette neben mir auf den Gehsteig, zum Teil auf die Jacke des Mannes, der sich so nett um mich kümmerte. Was für ein beschissener Tag ...

### 3.

Das Wochenende war absolut geil verlaufen, denn Ben und ich waren zwei Tage lang völlig ungestört. Das gab es in den vergangenen sechs Monaten bisher noch nie! Üblicherweise trafen wir uns nämlich nur für eine Stunde, um mal schnell Sex zu haben. In der restlichen Zeit schrieben wir uns Nachrichten, machten uns mit anzüglichen Bemerkungen geil und aktivierten unser Kopfkino, bis wir uns beim nächsten geheimen Treffen wiedersahen und er mich rasch und heftig mit kurzen Stößen lieben konnte.

Dass Ben zu mir in die Wohnung kam, das gab es im letzten halben Jahr bisher nur zweimal. Da allerdings auch nur für maximal zwei, vielleicht drei Stunden, ehe er wieder in sein trautes Heim zu Frau und Kind musste, damit niemand Verdacht schöpfte. An diesem vergangenen Wochenende jedoch hatte er massig Zeit und wir verbrachten zum ersten Mal auch die Nacht zusammen. Und es war toll! Wir schliefen samstags nackt nebeneinander ein und wachten sonntags nackt nebeneinander auf. Kaum hatten wir die Augen geöffnet, lag er schon wieder auf mir und zeigte mir, dass er auch am Morgen fit sein konnte. Und unersättlich. *Grrrrr*.

Bei diesem Gedanken schnurrte es leise in meiner Kehle und ich fühlte die Erregung zwischen meinen Beinen, doch ich wurde schnell auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Ein Arzt stellte sich mit ernster Miene neben mein Krankenbett, in dem ich mich nach dem folgenschweren Zusammenstoß und einer rasanten Fahrt

mit Blaulicht und Folgehorn quer durch die Stadt befand, und holte mich aus meinen Tagträumen. Ich war in der Ambulanz des Unfallkrankenhauses gelandet und sollte nun erfahren, welche Schäden ich von diesem kopflosen tollpatschigen Crash auf dem Gehsteig davongetragen hatte, der scheinbar zum Teil auch ein Radweg war, was ich während meiner Flucht überhaupt nicht bedacht hatte.

»Frau Gruber, wie geht es Ihnen?«

»Hm«, brummte ich. Dann stöhnte ich schmerzerfüllt und schloss die Augen. Mein Schädel fühlte sich an, als könnte er jeden Moment platzen, und die Wunde an der Stirn begann zu brennen und ziehen. Von dem Schmerzmittel, das ich per Infusion bekommen hatte, spürte ich nicht viel, was meine Laune nicht gerade verbesserte.

Da der Arzt mich immer noch erwartungsvoll ansah und wohl auf eine Antwort wartete, krächzte ich: »Mir geht's beschissen.«

Ich sah, wie er nickte. Dann erklärte er mir, dass ich mir zwar nichts gebrochen, jedoch einige Prellungen und zudem eine Gehirnerschütterung hätte. »Für heute bleiben sie noch hier. Morgen können Sie in häusliche Pflege entlassen werden.«

»Wie? Hierbleiben? Ich? Hier?« Oh Gott! Ich dachte in diesem Moment, mein Kopf hätte doch etwas Heftiges abgekommen, denn ich konnte kaum einen geraden Satz formulieren.

»Ja, zur Beobachtung. Morgen sind Sie bestimmt etwas wacher und ihr Kopf wird auch nicht mehr so schmerzen«, versicherte mir der Arzt, ehe er meine Hand drückte, die zerstoichen von einer Infusionsnadel neben mir auf dem Laken lag, und sich dann grüßend abwandte.

Ich blieb allein zurück, bis mich ein Zivildienstler aus dem

Raum schob und mit dem Lift nach oben auf eine Station brachte. Viel bekam ich nicht mit, da ich die Augen geschlossen hielt und so tat, als wäre ich bewusstlos. Das machte das alles irgendwie dramatischer, fand ich. Außerdem ärgerte ich mich über mein kopfloses Verhalten und schämte mich wahnsinnig dafür. Das konnte ja wohl nur mir passieren, vor ein Fahrrad zu laufen!

Im Zimmer angekommen empfing mich eine Krankenschwester. Sie zeigte mir, wo ich den Fernseher anmachen und nach einer Schwester klingeln konnte. Dann legte sie mir meine Handtasche auf den Nachttisch und meine Klamotten in einen schmalen Schrank an der Wand gegenüber dem Fenster. Das einzige, was mir blieb, war mein geschundener, schmerzender Körper, der in ein steifes Krankenhaushemden gesteckt worden war. Soweit ich fühlen konnte, trug ich nicht einmal eine Unterhose, sondern ein unglaublich abtörnendes Netzhöschen. Was für eine beschämende Situation ... und das nur wegen dieses blöden Gespräches mit Verli!

»Sie haben Glück. Das Zimmer ist momentan leer.« Die Krankenschwester lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich und deutete mit einem Blick auf die verwaisten Betten.

»Schön«, murmelte ich und war darüber erleichtert, meine Ruhe zu haben. Ich hasste es, mit fremden Menschen in einem Raum schlafen zu müssen.

»Diesen Luxus hätten Sie sonst nur als Klasse-Patient«, zwinkerte sie mir zu. »Ich lasse Sie jetzt allein. Wenn etwas ist«, sie wies auf die Fernbedienung mit dem Rufknopf, die über meinem Kopf baumelte, »einfach klingeln.« Wieder zwinkerte sie und verließ den Raum.

Als ich endlich alleine war, seufzte ich und sah mich um. Vorsichtig richtete ich mich auf, doch meine schmer-



zende Schulter ließ mich sofort wieder aufgeben. Also drückte ich Knöpfe auf der Fernbedienung und fuhr den Rückenteil des Bettes ein wenig hoch. Dann griff ich nach der Handtasche und kramte nach meinem Handy. Ich wollte irgendjemanden anrufen, schließlich musste mich morgen wer holen und nach Hause bringen. Und vorher brauchte ich frisches Gewand zum Anziehen. Verli fiel mir ein. Bestimmt hatte sie von dem Aufruhr vor dem Bistrogar nichts mitbekommen. Es ging schließlich alles so schnell, dann kam auch schon der Krankenwagen und ich war benommen und vollgekotzt abtransportiert worden ... Ich hielt kurz inne. Sollte ich nicht sauer auf sie sein? Ich dachte kurz nach und kam zu dem Entschluss, dass Freundinnen doch genau dafür da waren, ihre Meinung zu sagen, oder? Dass mir ihre Meinung nicht gefiel, das musste doch klar sein, immerhin mochte ich Ben sehr gern. Ich genoss die Zeit mit ihm und hatte bestimmt nicht vor, sie zu beenden, nur weil gewisse Menschen eine Affäre moralisch verwerflich fanden! Ich fand, Verlis Meinung zu meinem Liebesleben war in diesem Moment nebensächlich. Ich brauchte sie, also schob ich trotzdem meine Unterlippe vor und wählte entschlossen ihre Nummer. Kurz darauf läutete es und es wurde abgehoben.

»Jaaaa?«

»Verli? Hi, ich bin's!« Ich versuchte normal zu klingen, auch wenn ich mich ziemlich kaputt fühlte.

»Na, hast du dich wieder beruhigt?« Verlis Stimme klang abweisend.

Ich schwieg. Ihre Zurechtweisung hatte ich noch immer nicht verziehen, doch ich wusste nicht, wen ich sonst anrufen sollte. Ich hatte kaum Freunde hier in der Stadt.

Außer zu Ben, Verli und meinen Arbeitskollegen hielt ich nicht wirklich viele Kontakte. 249 Facebook-Freunde zählten wohl nicht zu einem guten sozialen Umfeld.

»Hallo? Bist du noch da?«

»Äh, ja, du ... ich ... ich bin im Krankenhaus. Ich ...«

»WAS?«, schrie es aus meinem Handy und ich hielt es vom Ohr weg. Lärm vertrug mein lädiertes Schädel gar nicht, bemerkte ich schmerzvoll.

»Ich liege im Krankenhaus«, wiederholte ich und griff mir vorsichtig mit ziehender Schulter an meinen pochenden Kopf. »Ich bin vor ein Fahrrad gelaufen.«

»Vor ein WAS?? Ist dir was passiert?«

»Halb so wild«, beschwichtigte ich. »Ich soll heute noch hierbleiben. Hab wohl eine Gehirnerschütterung.«

»Ach du Scheiße.«

»Naja, hätte schlimmer kommen können.«

»Ist der Radfahrer auch verletzt?«

*Der Radfahrer?* Hm, ich wusste es gar nicht, musste ich zugeben. Das einzige, woran ich mich erinnern konnte, war, dass er gestanden war und wohl ganz fit schien. Vielleicht etwas zerstreut und geschockt, aber im Großen und Ganzen schien er unversehrt. »Ich glaub, ihm geht's gut.«

»Wo bist du? Soll ich zu dir kommen? Brauchst du was?«

»Ja, frisches Gewand. Für morgen. Zum Heimgehen.« Wieder sprach ich abgehackt. Vielleicht sollte ich den Arzt fragen, ob in meinem Kopf noch alles in Ordnung war. Nicht, dass ich in Zukunft immer so unvollständig sprach. Gerade Ben gegenüber, der beruflich viel mit Schriftverkehr zu tun hatte und sehr intelligent war, wäre es mehr als peinlich, wenn ich nicht mehr alle Tassen im Schrank hätte. »Kannst du mir morgen früh was zum Anziehen

bringen und mich nach Hause fahren?«, versuchte ich mein Anliegen ausführlicher zu formulieren. »Ich bin im Unfallkrankenhaus«, fügte ich erklärend hinzu.

»Klar, ich frag mal meinen Chef, ob ich später anfangen kann. Meld dich, wenn du noch was brauchst.«

»Mach ich«, murmelte ich und fügte ein leises »Danke« hinzu, ehe ich auflegte. Somit war Anruf Nummer 1 erledigt, dem ein Telefonat mit meinem Chef folgte. Er war nicht begeistert davon, dass ich für unbestimmte Zeit ausfallen würde, doch er musste es hinnehmen. Da ich Ben nicht anrufen konnte, begann ich, eine Nachricht auf WhatsApp zu tippen.

*Bin im Krankenhaus. Wurde von einem Fahrrad niedergefahren.*

Dann wartete ich, bis sich das kleine graue Häkchen neben der Nachricht verdoppelte, was hieß, dass mein Schreibsel auf sein Handy übermittelt wurde. Kurz darauf waren beide Häkchen blau. Er war also online. Mein Herz machte einen kleinen Hüpfen.

*Das heißt, du kommst heute nicht vorbei?*

Mit offenem Mund starrte ich auf den Text. Ich hatte erwartet, dass er mir sorgenvoll schrieb, ob alles in Ordnung sei und ob es mir gut ginge. Stattdessen nur seine Sorge, dass ich heute nicht zu ihm zur Arbeit kommen könne?? War das sein Ernst??

*Nein, hab eine Gehirnerschütterung. Muss bis morgen dableiben,* tippte ich umständlich mit schmerzender Schulter und brummenden Schädel.

*Okay. Dann gute Besserung. Hätte mich gefreut.*

*Oh, das glaub ich dir, dass du dich gefreut hättest,* dachte ich wütend, denn auch wenn wir es bestimmt fünfmal an diesem Wochenende getrieben hatten, so war er doch

unersättlich. Ben konnte mehrmals am Tag Sex haben, ohne genug zu bekommen!

*Sorry, geht leider nicht anders*, schrieb ich entschuldigend zurück. Kurz, nachdem ich den Text gesendet hatte, hätte ich mir jedoch in den Arsch beißen können. Wieso entschuldigte ich mich? Hallo?! Ich war verletzt im Krankenhaus! War es da nicht verständlich, dass es vielleicht nicht möglich war, dass ich zum Feierabendfick vorbeikam??

*Kannst ja nichts dafür*, schrieb er kurz darauf zurück. *Werd später am Klo an dich denken ;)*

*Ha ha*, äffte ich und stellte mir vor, wie er sich aufs Firmen-WC zurückzog und sich einen runterholte, während er an mich dachte. *Mir wäre es anders lieber*, fügte ich hinzu.

Ich wartete dann fünf Minuten, doch es kam keine Nachricht mehr. Sein Status blieb offline. Ich sah auf die Uhr. Es war halb vier Uhr nachmittags. In einer Stunde hätte ich mich auf den Weg zu seiner Firmenzentrale gemacht, wo er in der Verwaltung angestellt war. Wir trafen uns gelegentlich in einem ehemaligen Ruheraum, der nur noch als Abstellkammer genutzt wurde und in dem noch ein altes, etwas staubiges Bett stand. Der hintere ältere Verwaltungstrakt war für mich als Firmenfremde leicht zugänglich, ohne von jemandem gesehen zu werden. An einer selten genutzten Tür ließ Ben mich dann für gewöhnlich in das Gebäude, wo wir dann eine Stunde Zeit hatten, um Sex zu haben, ehe er wieder in sein Büro musste, um mit seiner Zeitkarte auszuchecken. So fiel niemandem auf, dass er eine Liebschaft hatte, denn offiziell war er immer bis zum Arbeitsende im Büro. Diese Sextreffen gingen sich manchmal nur einmal in der Woche

aus, hin und wieder jedoch auch zwei oder drei Mal. Je nachdem, wie mein eigener Arbeitsplan aussah und wann ich selbst Schluss machen konnte.

Eine Viertelstunde war seit meiner letzten Nachricht vergangen. Ben war immer noch offline und schrieb nicht zurück. Genervt warf ich das Handy auf den Nachttisch und ließ den Kopf aufs Kissen sinken. Mein Schädel pochte trotz Schmerzmittel immer noch und ich war furchtbar müde. Also schloss ich die Augen und versuchte, den Schmerz auszublenden.

Ich musste wohl eingeschlafen sein. Bestimmt träumte ich, denn plötzlich fühlte ich etwas an meinen Lippen. Ein vorsichtiger Kuss, der mich mit unglaublich viel Zärtlichkeit berührte, als würde mich ein Schmetterling mit seinem Flügelschlag streicheln. Ich roch einen wunderbaren Duft und musste sofort an Ben denken, wie er mich vor nicht einmal 24 Stunden noch berührt, gestreichelt und hemmungslos geliebt hatte. »Hm«, murmelte ich und ein wohliges Schnurren entkam meiner Kehle.

»So schlimm kannst du nicht verletzt sein, wenn dich das schon geil macht«, hörte ich plötzlich Bens Stimme. Erschrocken öffnete ich die Augen und sah mich seinem durchdringenden Blick nur wenige Zentimeter gegenüber. Seine Nasenspitze berührte für einen Moment meine, ehe er sich aufrichtete und mich schelmisch angrinste.

Ich lag seitlich im Bett auf meiner unverletzten Schulter und starrte verwirrt zu ihm hoch, dann drehte ich mich vorsichtig auf den Rücken. Immer noch war mein überraschter Blick auf ihn gerichtet. »Was machst du denn hier?«, krächzte ich etwas benommen und erstaunt.

»Dich besuchen«, erklärte Ben belustigt. »Hier, ich hab dir eine Kleinigkeit mitgebracht.« Er hob eine Plastiktüte

hoch und kramte eine Packung Orangensaft, Schokobons und Kekse hervor, die er auf meinem Nachttisch drapierte.

»Aber wie ... woher ...«, stammelte ich.

»Ich hab beim Portier angerufen. Hat nur zwei Minuten gedauert, bis ich wusste, in welchem Zimmer du liegst. Wenn du nicht zu mir kommen kannst, dann komme ich halt zu dir.« Er sah auf die Uhr. »Eine halbe Stunde hab ich noch Zeit.« Erwartungsvoll grinste er mich an und lockerte neckisch seine Krawatte, während er mir zuzuwinkte.

»Ist das dein Ernst? Bist du wegen mir gekommen oder weil du ficken willst?« Ich fühlte, wie mein Puls raste. Ob vor Erregung oder Empörung, das wusste ich in diesem Moment nicht recht zuzuordnen.

»Na, wegen dir natürlich.« Er ließ die Arme lachend sinken und setzte sich an mein Bett. Dann strich er über mein zerschundenes Gesicht und besah sich die Wunden. »Was hast du bloß angestellt?«

»Du willst die Details nicht wissen«, winkte ich ab.

»Lass mich raten, du warst noch so geil und erregt vom Wochenende, dass du nur noch an mich dachtest und dabei nicht auf den Verkehr geachtet hast.« Wieder grinste er.

»So ungefähr«, gab ich ihm recht. Er musste schließlich nicht alles wissen.

»Wie lange musst du bleiben?«, fragte er und legte seine Hand auf meine Hüfte.

»Bis morgen. Verli holt mich ab«, erklärte ich und genoss mit klopfendem Herzen seine Berührung.

»Und dann?«

»Was und dann?«

»Arbeiten wirst wohl länger nicht können, oder?«

»Weiß nicht. Erstmal wohl nicht.«

»Schade«, meinte er und ich ahnte, worauf er hinauswollte.

»Du kannst ja zu mir kommen«, schlug ich hoffnungsvoll vor, doch er schüttelte den Kopf.

»Wird sich wohl nicht ausgeben. Ich kann den Rest der Woche nicht früher weg.«

»Oh, schade«, murmelte ich und nahm seine Hand. Schweigend starrten wir auf unsere engumschlungenen Finger und sagten nichts. Ich ahnte, dass ich ihn wohl erst wiedersehen würde, wenn ich wieder fit und mobil war und den Krankenstand hinter mir gelassen hatte.

Nach ein paar schweigsamen Minuten räusperte sich Ben. »Ich muss dann mal.« Bedauernd sah er auf die Uhr, ehe er sich zu mir beugte. »Ich schreib dir, sobald ich kann, okay?«

Ich nickte, roch seine Haut und fühlte seinen Kuss, der zuerst zaghaft war und schließlich stürmisch wurde. Das Pochen in meinem Schädel und der stechende Schmerz in der Schulter waren für einen Moment vergessen – ich fühlte nur seine Zunge in mir und seine Hand an meiner Hüfte. Ich spürte, wie mir zwischen den Beinen heiß wurde, und zog Ben erregt an mich. »Du bist so geil«, flüsterte ich atemlos mit seiner Zunge zwischen meinen Lippen.

»Du machst mich so geil«, erwiderte Ben und schob seine Hand unter die Decke, um sich langsam zwischen meine Beine zu tasten.

Lustvoll stöhnte ich und wand ihm meine Hüften entgegen, bis ein plötzlicher Schmerz meine Schulter durchfuhr. »Ahh!«, schrie ich auf und griff mit der unver-

letzten Hand auf die pochende Stelle. In all der Lust und dem Eifer hatte ich nicht achtgegeben und den Arm zu heftig bewegt. Ben schreckte zurück und sah mich entschuldigend an.

»Hab ich dir wehgetan?«, fragte er besorgte.

Ich winkte ab. »Nein, meine Schuld. Hab nicht aufgepasst«, erwiderte ich und presste die Zähne zusammen, bis der Schmerz nachließ. Die Geilheit war verflogen. Ich fühlte nur noch meine pochenden, schmerzenden Körperstellen.

»Es tut mir leid ... Ich hätte nicht ...«, stammelte Ben und sah auf die Uhr. »Ich muss jetzt echt gehen. Gute Besserung.«

Er gab mir noch einen flüchtigen Kuss auf meine Lippen, dann erhob er sich und zog sein Jackett an, ehe er zur Tür eilte. Kurz bevor er sie öffnete, drehte er sich noch einmal zu mir um. »Werd rasch wieder fit«, sagte er leise und zwinkerte mir mit einem Lächeln zu. »Ich brauch dich noch«, fügte er bedeutungsschwer hinzu. Dann ging er.

Ich hatte kein Wort gesagt, sondern lag immer noch im Bett und hielt meine Schulter. Es war alles so schnell gegangen. Der Kuss, die plötzliche Erregung, dann der Schmerz ... und jetzt war Ben weg. Ich fühlte mich so unendlich einsam, traurig und im Stich gelassen. Und zum ersten Mal seit langem sehnte ich mich nach einem Mann, der in solch einer Situation unendlich viel Zeit hatte, um bei mir zu bleiben. Jemand, der nicht die Uhr im Blick halten musste, sondern sich voll und ganz auf mich einlassen konnte. Jemand, für den ich mehr war als nur die geile junge Affäre.



## 4.

*Klopf. Klopf.*

Es war jemand an der Tür. Ben war erst wenige Minuten weg. Oder länger? Ich war mir nicht sicher, ob ich nicht vielleicht ein wenig gedöst hatte. Auf jeden Fall klopfte es und nun öffnete sich die Tür. Ich hörte ein leises Räuspern, ehe jemand meinen Namen zaghaft flüsterte. »Laura?«

Schläfrig blinzelte ich und sah einen schlaksigen Typen hereinkommen. Er hatte blonde halblange Haare, die bis zu den Schultern reichten und ungepflegt wirkten. In den Händen hielt er einen Strauß armseliger Blumen, die aussahen, als wären sie im Straßengraben gepflückt worden.

»Hm?«, brummte ich und hoffte, der Typ hätte sich an der Tür geirrt und würde wieder abhauen. Ich kannte ihn nicht, was wollte er also von mir? Ich schloss wieder die Augen, denn wenn ich schlief, waren die Kopfschmerzen erträglich und ich fühlte meine Prellungen nicht. Doch der Kerl machte keine Anstalten, zu gehen. Ich spürte förmlich, wie er noch immer mit dem zerrupften Grünzeug in der Hand in der Nähe meiner nackten Füße stand, die unter der Decke hervorlugten.

»Ich ...«, stammelte der Typ mit unsicherer Stimme, »... ich bin Gilbert. Ich ... wir ... der Unfall.«

Dann dämmerte es mir endlich. Der Kerl war der Radfahrer! Ich öffnete die Augen und hob mühsam den Kopf um ihn anzusehen. Jetzt endlich konnte ich ihn

wiedererkennen. »Ohh. Hi.« Zu mehr schien mein Mund nicht fähig zu sein. Was sollte man zu jemandem sagen, mit dem man einen Unfall hatte?

Noch immer zupfte der Kerl nervös an dem Strauß in seiner Hand. Schließlich hielt er ihn mir entgegen. »Ich wollte dir das hier vorbeibringen und fragen, wie es dir geht?«

»Danke«, sagte ich nur und ließ mich wieder zurück-sinken. »Du kannst sie dorthin legen.« Ich zeigte auf den Tisch am Fenster. Ich hatte kaum Hoffnung, die Blumen mit Wasser noch halbwegs ansehnlich hinzubekommen. Wäre besser gewesen, er hätte schöne Tulpen mitgenommen. Oder Schokolade.

»Ich heiße Gilbert«, wiederholt der Kerl, nachdem er die Blumen auf den Tisch gelegt hatte und mit seiner schmalen Hose zu mir gestakst war, und hielt mir seine Hand hin. Er schien sich zu bemühen, mutig zu klingen, doch die Unsicherheit kam in seiner Stimme noch immer durch.

Ich schüttelte seine lasche Hand und sah mir seine Erscheinung genauer an. Er war ein schmaler langer Mann mit enger Stoffhose, einem T-Shirt mit der Aufschrift »Wir sind Natur« und eben diesen langen Haaren. Am Kinn stand ein kleines blondes Bärtchen, das ihm mit seinen engstehenden blaugrünen Augen irgendwie das Aussehen einer Ziege verlieh. Hätte er jetzt leise *Määhh* gerufen, hätte es mich nicht gewundert ...

»Tut mir leid, dass das heute so blöd gelaufen ist.« Gilbert blieb neben meinem Bett stehen, steckte die Hände in die Hosentasche und sah mich an. »Ich hatte echt keine Chance, auszuweichen. Du bist mir voll vors Rad gelaufen.«

Jetzt wirkte er wie ein begossener Pudel, kam es mir in den Sinn und ich musste ein Grinsen unterdrücken. Ziege, Pudel, was kam als Nächstes? »Schon gut«, sagte ich stattdessen. »War ja meine Schuld. Ich hab nicht aufgepasst.«

Gilbert schien nach diesem Satz ein wenig erleichtert. Er atmete tief aus und lächelte nun ein wenig. »Und? Hast du dir schlimm wehgetan?«

»Halb so wild«, winkte ich ab. »Gehirnerschütterung, Prellung, ... aber ich lebe.« Aufmunternd grinste ich ihn an. Seine Anspannung war bis hierher spürbar. »Morgen darf ich heim.«

»Keine Folgeschäden?« Gilbert sah mich besorgt an. Noch immer hielt er die Hände in den Hosentaschen versteckt und hatte die Schultern hochgezogen.

»Nein, ich denke nicht«, antwortete ich und lachte leise. So schnell würde ich mich nicht unterkriegen lassen. »Und bei dir? Hast du dir wehgetan?«, versuchte ich von mir abzulenken.

»Oh, nur eine kleine Schürfwunde.« Er zeigte auf sein Knie, das vom Hosenstoff verdeckt war. »Halb so wild.«

»Gut«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte er. Dann starrten wir beide im Zimmer herum. Es war still. Durch die massive Tür drangen kaum Geräusche vom Gang herein und ich konnte meinen eigenen Atem hören. *Na toll, und jetzt?*

»Du bist also Gilbert«, sagte ich schließlich und der Typ nickte. »Bist du von hier?«

»Ja, bin hier aufgewachsen.«

Wieder Stille.

»Und? Was machst du so?«, versuchte ich erneut eine Konversation zu starten. Wenn er schon da war, dann konnten wir uns auch unterhalten, fand ich. Außerdem

war ich interessiert daran, was er so machte. Ich hatte nämlich durch seine Erscheinung schon ein ziemlich ausgeprägtes Bild in meinem Kopf. Bestimmt war er voll der Freak. Ein richtiger Öko-Freak!

»Ich arbeite als Fahrradkurier.«

*Na klar, was denn sonst,* ging es mir durch den Kopf. »Ah, deshalb warst du mit dem Rad unterwegs«, folgerte ich und biss mir kurz darauf auf die Zunge. *Ganz schlau, Laura! Gut kombiniert!*

»Ja. Seit drei Jahren mach ich das. Ich fahre gern mit dem Rad. Da dachte ich, ich verbinde das mit meinem Beruf.« Gilbert grinste. Er schien tatsächlich stolz darauf zu sein, dass er Fahrradkurier war. Irgendwie, es passte ja auch. *Wir sind Natur, oder? Yeah ...* Mein gedanklicher Sarkasmus lieferte sich einen Schlagabtausch mit meiner Vernunft. Diese sagte nämlich: *Immer schön freundlich bleiben!*

»Hört sich spannend an. Hoffe, dein Rad ist jetzt nicht kaputt«, versuchte ich ein Gespräch am Leben zu erhalten. Es war echt schwer, die Situation nicht noch unangenehmer werden zu lassen.

Gilbert winkte ab. »Nein, nichts passiert. Das ist ein robustes Rad aus Bambus. Das hat nicht mal einen Kratzer abbekommen«, erklärte er stolz.

*Bambus? Ja klar. Warum denn nicht. Wir sind schließlich Natur!* Wieder presste ich meine Zähne zusammen. Mein Sarkasmus im Kopf spielte verrückt und ich war kurz davor, loszulachen. »Du hast ein Rad aus Bambus?«

»Ja, hat zwar einiges gekostet, ist aber umweltschonend hergestellt.« Er grinste mich an. »Bambus ist ein genialer Stoff, der viele Dinge aus Plastik ersetzen kann. Leider setzt es sich am Markt nicht so durch.«

Ich merkte, dass ich scheinbar eine Quelle angezapft hatte. Aus Gilberts Mund sprudelte nämlich eine endlose Erklärung über die Vorzüge von Bambus. Je mehr er mir von diesem rasch nachwachsenden Rohstoff berichtete, desto schrecklicher wurde das Pochen in meinem Schädel, doch ich schaffte es nicht, ihn zu unterbrechen. Also lag ich nur da, grinste dämlich und nickte hin und wieder bestätigend. Manchmal entkam mir ein »Wie interessant.« Ob von meinem Sarkasmus oder von meiner freundlichen Vernunft gesendet, wusste ich nicht.

»Wusstest du, dass es 1894 in San Francisco den vermutlich ersten Fahrradtransport gab?«

»Nein!« Ich riss überrascht die Augen auf und legte theatralisch die Hand auf meine Brust. Gilbert schien meine gespielte Verwunderung nicht zu bemerken, sondern fuhr unbeirrt los, begeistert über die Anfänge der Fahrradkuriere zu erzählen. Mittlerweile hatte er sich sogar auf das Nachbarbett gesetzt, das verwaist mit frischem Laken neben meinem stand.

»Da gab es einen sogenannten Pullman Rail Strike, also einen Eisenbahnerstreik, weshalb keine Postsendungen ausgeliefert werden konnten. Ein Fahrradhersteller hatte dann die Idee, die betroffene Eisenbahnstrecke in acht Bereiche einzuteilen und diese von Kurieren befahren zu lassen.«

»Aha.«

»Interessant, nicht?« Gilbert sah mich grinsend an. Eine blonde dünne Strähne hing über seinem Auge, die er mit einer raschen Handbewegung hinter sein Ohr schob. Wieder wirkte er auf mich wie eine Ziege, die einen ansah, in der Hoffnung auf etwas Gras.

»Voll interessant«, bestätigte ich und grinste zurück.

*Ach du Scheiße, wie werde ich den bloß wieder los? Hätte ich doch nicht gefragt und die Klappe gehalten, dann wäre er wieder gegangen!*

»In Deutschland gab es den ersten Fahrradkurierdienst seit 1910«, fuhr er fort und schien ernsthaft stolz darauf zu sein, mich an seinem Wissen teilhaben lassen zu können.

*Ach du Scheiße, wiederholte ich in Gedanken. Was mache ich jetzt nur?*

»Ich weiß gar nicht, seit wann es die in Österreich gibt«, bemerkte er und wirkte etwas bestürzt. Nachdenklich legte er einen Finger auf den Mund und schien nachzudenken, bis plötzlich lautes Vogelgezwitscher zu hören war.

Verwirrt sah ich mich um.

»Ohh, sorry«, meinte Gilbert und holte ein Handy aus seiner Hosentasche, das nun noch lauter zwitscherte. Er wischte über das Display und hielt es ans Ohr. »Hallo Mama.«

Mich wunderte gar nichts mehr. All das, die Erscheinung, das Ökogerade und jetzt dieser Anruf – all das passte wie die Faust aufs Auge. Der Kerl war öko bis zum Gehnichts mehr. Oder eben alternativ, wie auch immer man das nennen mag. *Hippie* kam mir noch in den Sinn, während ich Gilbert betrachtete, der mit seiner Mutter telefonierte. Allerdings so leise, dass ich kaum etwas verstand. Irgendwie übertönte das Brummen in meinem Schädel gewisse Geräusche, bemerkte ich und rieb mir erschöpft die Augen.

»Sorry, das war meine Mutter«, erklärte Gilbert, nachdem er aufgelegt hatte und das Handy entschuldigend in die Hosentasche zurückschob.

*Nein! Echt jetzt? Hätte ich gar nicht bemerkt!* »Schon gut«,

sagte ich und musste ein Gähnen unterdrücken. Ich war plötzlich furchtbar müde.

Gilbert schien das zu bemerken. Er stand auf und steckte seine Hände wieder in die Hosentaschen. »Ich glaub, ich geh dann mal. Du siehst echt fertig aus.« Dann zeigte er auf mein Gesicht. »Ich schätze, da kommt noch ein fettes blaues Auge.« Mitleidig sah er mich an.

»Ich wollte schon immer blaue Augen«, erwiderte ich tapfer und setzte ein Grinsen auf. In Gedanken sah ich mich schon die nächsten Tage zuhause in meinen vier Wänden – mutterseelenallein, zerschunden und obendrein mit blauem Auge. Na toll.

»Laura, ich wünsch dir gute Besserung.« Gilbert hielt mir seine Hand hin, die ich entkräftet schüttelte. »Vielleicht sieht man sich ja wieder mal.«

*Ja, bestimmt. Ha ha. Hoffentlich nicht.* »Ja, vielleicht«, erwiderte ich stattdessen laut und ignorierte meine innere Stimme. »Mach's gut«, rief ich ihm noch hinterher, ehe Gilbert die Tür hinter sich schloss.

Ich war wieder allein. Das war's. Er war weg. Endlich! Ich atmete erleichtert aus und ließ mich entspannt in das Kissen sinken.

In dieser Nacht träumte ich von Öko-Tanten, fliegenden Birkenstock-Sandalen und einem Fahrradkurier mit grüner Kappe und wehenden Haaren. Ob es Gilbert war, der mir ständig hinterherradelte, das konnte ich nicht mit Sicherheit sagen, doch ich wusste mit Gewissheit: Nie, NIE wollte ich so werden wie Gilbert und all die anderen Öko-Hippie-Leute. Das war ja nur peinlich!

## 5.

Wie versprochen holte mich Verli am nächsten Tag ab. Sie hatte eine kleine Tasche mit frischem Gewand mit, in die sie dann meine Sachen vom Vortag packte, nicht, ohne mich ständig von der Seite anzusehen und einerseits zu grinsen und andererseits mitleidig zu schauen. Ich hatte nämlich ein ziemliches Veilchen am Auge. Wegschminken war zwecklos.

»Schön, dass du dich so amüsierst«, murmelte ich genervt, während ich mir die frische Hose anzog.

»Ach Süße, hab dich doch nicht so.« Verli berührte mich entschuldigend am Arm, ehe sie den Reißverschluss der Tasche schloss. »Ich hab dich noch nie so verdammt fertig gesehen, aber ich bin froh, dass nichts Schlimmeres passiert ist.« Sie zwinkerte.

»Ha ha. Was glaubst du, wie schlecht ich letzte Nacht geschlafen habe! Ich bin so froh, wenn ich endlich zuhause bin.«

Verli nickte zustimmend. »Das glaub ich dir.« Dann sah sie sich im Zimmer um und nahm die Tasche. »Haben wir alles?«

Ich nickte, schnappte meine Handtasche und folgte ihr aus der Tür. Ich wollte nur noch raus hier. Mir tat alles weh, Ben war in der Arbeit und ich war schlecht gelaunt. Was sollte ich in den nächsten Tagen bloß machen, außer gelangweilt zuhause herumzusitzen? Zu arbeiten war mit dieser geprellten Schulter und der Gehirnerschütterung nicht möglich. Nicht zu arbeiten hieß jedoch auch, nicht



unterwegs sein zu dürfen, schließlich war man ja im Krankenstand. Und Ben konnte nicht einfach so zu mir kommen ... Verdammt!

Während wir durch die langen Gänge des Krankenhauses zum Portier gingen, sprachen wir kaum. Dabei hatte ich Verli noch nicht einmal von Gilbert erzählt! Diesem komischen Vogel mit den langen Haaren ... Wieder musste ich an meinen Traum denken. Ein Schauer lief über meinen Rücken beim Gedanken daran, dass diese Öko-Leute tatsächlich glücklich sein konnten. Mir kam das Leben eines bewusst ökologisch lebenden Menschen sehr aufwändig und kompliziert vor. Musste da nicht jeder Einkauf genauestens unter die Lupe genommen werden? Alles, was man im täglichen Leben so brauchte? Der Strom aus der Steckdose, der Sprit im Auto, ... was konnte man noch mit ruhigem Gewissen nutzen? Das war doch alles viel zu kompliziert und undurchschaubar!

Wieder bekam ich Kopfschmerzen. Ob von meinen Gedanken oder von meiner Gehirnerschütterung, das vermochte ich nicht zu sagen. Zum Glück hatte ich Verli. Sie half mir bei den Entlassungsformularen und trug meine Tasche zum Auto.

Es dauerte, bis wir endlich aus der Parkgarage fuhren und auf dem Weg durch die Stadt in meine Wohnung waren. Verli erzählte unterdessen von ihrem Freund Stefan, der ihr gestern zum Jahrestag Blumen und Pralinen geschenkt hatte. Wie klassisch. Sie war nun schon zwei Jahre mit ihm zusammen, was für mich mit meinen wechselnden Freunden, One-Night-Stands und nun der Affäre eine ziemlich lange Zeit war.

»Soll ich dir noch beim Reintragen helfen?«

Verli war vor dem Wohnhaus, in dem ich seit Jahren

wohnte, stehengeblieben und sah mich mit einem leicht gestressten Ausdruck im Gesicht an. Bestimmt war sie schon in Eile, weil sie zur Arbeit musste.

»Nein, schon gut«, sagte ich deshalb und drückte ihr ein Küsschen auf die Wange. »Ich komm schon klar.« Stöhnend stieg ich aus und nahm meine Tasche vom Rücksitz. Kurz darauf fuhr Verli los und ich blieb allein zurück.

»Guten Morgen, Fräulein Gruber! Waren Sie im Urlaub?«, tönte es plötzlich hinter mir.

*Auch das noch.* Frau Ringelmeier wackelte mit fetten Hüften und einem Megabusen unter ihrem Kittel auf mich zu. *Das hat mir gerade noch gefehlt ...*

»Guten Morgen«, erwiderte ich. Ehe ich weiterreden konnte, rief die rundliche alte Dame mit den schneeweißen Haaren spitz auf und schlug sich die Hand vor den Mund, als sie mein Gesicht aus der Nähe zu sehen bekam.

»Jesus Maria«, rief sie entsetzt aus. »Was ist denn mit Ihnen passiert?« Sie wackelte mit ihren dicken Beinen auf mich zu und griff besorgt auf meine Schulter. Ein grausamer Schmerz jagte durch meinen Körper und ich zuckte zusammen. »Oh mein Gott«, rief sie und ließ mich los, um sich theatralisch an ihre füllige Brust zu greifen, so, als würde ihr Herz die Situation nicht mehr lange mitmachen. *Bin ich jetzt schuld, wenn sie hier tot umkippt?*

»Sie sehen ja furchtbar aus!«

*Ach, danke sehr. Gar nicht gewusst!* »Ich hatte einen kleinen Unfall«, erklärte ich knapp und ging mit der Tasche in der rechten Hand zum Haus. Ich hatte überhaupt keine Lust auf ein Gespräch, doch das Schicksal meinte es nicht gut mit mir. Ehe ich die Haustür erreichte, öffnete sie sich und Frau Huber, die andere Dame aus

dem Erdgeschoss, stand vor mir. Das war die, die nicht mehr gut gehen konnte und im Gegensatz zu Frau Ringelmeier ein wandelndes Klappergestell war. Was die eine zu viel auf den Rippen hatte, war bei ihr zu wenig. Hin und wieder war ich ja auf ihren BMI neidisch. Die musste sich bestimmt nicht wegen kleiner unliebsamen Rundungen auf Bauch und Hüfte sorgen, denn bei ihr schlotterte sogar die Haut am Arsch, was ich unfreiwillig mal sehen durfte, als ich im Hochsommer bei ihrer offenen Wohnungstür vorbeiging.

»Ahh, Fräulein Gruber, da sind Sie ja! Ich hätte Sie mal bitte kurz im Keller gebraucht. Wissen'S, da ist ...«

»Geh, Berta, lass das Fräulein vorbei. Ihr geht's nicht gut«, ertönte es hinter mir obergescheit.

Ich fühlte mich wie im Schraubstock. Vor mir die Huber, die trotz Brille so schlecht sah, dass sie bestimmt nicht mitbekommen hatte, welch wunderbare Erscheinung ich war. Hinter mir die Ringelmeier, die erklärend und beschützend herbeiwackelte und ihrer Etagegnachbarin und jahrzehntelangen Freundin mitteilte, wie mein ehrenwertes Aussehen war – nämlich zerschunden, geschwollen und mit blauem Auge bestückt. Ich zwängte mich vorbei und floh die Stiege hoch, ehe die Damen losschnatterten.

»Ist was Schlimmes passiert?«

»Sollen wir die Polizei rufen? Sind'S überfallen worden?«

Ich sagte nichts sondern eilte weiter nach oben, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, was meinem Kopf gar nicht gut tat. Es pochte unangenehm in meinem Schädel wegen der fluchtartigen Anstrengung. Noch ehe ich das Türschloss aufgesperrt hatte, das Verli mit dem Ersatz-

schlüssel wohl zweimal umgedreht hatte, und ich in die schützende Wohnung fliehen konnte, hörte ich, wie die alten Weiber unten zu tratschen begannen.

»Bestimmt war das dieser Mann vom Wochenende!«

»Ja, das könnte sein! Sie hat ja auch so geschrien am Sonntagmorgen, weißt du noch?«

»Vielleicht hat er sie ja entführt und sie konnte erst heute gerettet werden!« Dazu hörte ich einen theatralischen Aufschrei.

*Oh. Mein. Gott. Das hat mir gerade noch gefehlt ... Wie lange es wohl dauern würde, bis diese verlogene Scheiße in der Wohnanlage die Runde machen würde??*

Endlich hatte ich das Schloss aufgesperrt. Ich schlüpfte in den Vorraum und knallte die Tür zu. Mein Herz pochte im Brustkorb im Takt mit meinem Kopf. Ich stellte die Tasche auf den Boden und kramte nach dem Schmerzmittel, das man mir im Krankenhaus mitgegeben hatte. Mit einem Schluck Wasser spülte ich die große Tablette runter und legte mich dann auf die Couch ins Wohnzimmer, wo sich mein Herzschlag langsam beruhigte und wieder im normalen Tempo klopfte. Ich nahm mein Handy und hoffte auf etwas Ablenkung. *Bitte bitte, Ben, hab was geschrieben*, flehte ich innerlich, doch keine neuen Mitteilungen wurden angezeigt. »Na toll.«

Ich schaltete den Fernseher an. Wann hatte ich das zuletzt an einem Wochentag gemacht? Hm. Ich dachte nach. Es war Jahre her. Da gab es noch diese Talkshow-Marathons, daran konnte ich mich noch erinnern. Das war recht unterhaltsam. Um 10 Uhr morgens begann die erste Show und bis zum späten Nachmittag konnte man auf insgesamt drei Sendeplätzen abwechselnd den Leuten zuschauen, wie sie scheinbar endlos zu irgendeinem

Thema diskutierten. Ob es das noch gab? Ich zappte durchs Programm und warf auf dem iPad einen Blick in die Online-Fernsehzeitung. Nichts. Keine Talkshows mehr. Sie waren wohl ausgestorben. Stattdessen fand ich mich in einem seichten Angebot von sinnbefreiten Sendungen über Hartz-IV-Familien, Teenie-Mütter und frauensuchende Bauern wieder. Ich wählte die Bauern. Das schien mir das geringere Übel zu sein.

Gerade stellte sich ein langer schmaler Kerl vor, der auf der Suche nach der großen Liebe war und hoffte, diese über die Sendung zu finden. Er sei Bio-Bauer aus Leidenschaft, erzählte er und hielt dabei eine Ente in der Hand, die ängstlich umherblickte und verschreckt auf seinen Arm schiss, sodass es braun-weiß runtertropfte. *Lecker.* Der Kerl würde bestimmt eine Flut von Bewerbungen erhalten ... Im nächsten Moment sah man ihn, wie er bei einem Grillfest mit Freunden beisammensaß und genüsslich in einen Geflügelhaxen reinbiss. Ob das die Strafe für das Tier war? Ich lachte leise und bekam nun selbst Hunger. Also stand ich auf und sah in den Kühlschrank. Ich fand nicht viel, nur eine Packung Toast, Butter und einen verpackten Schinken, den ich schon länger in der unteren Lade hatte. Ein Blick auf das Datum zeigte jedoch, dass er wohl noch genießbar war.

Mit Teller, Schinkentoast und einer Packung Orangensaft ging ich zurück ins Wohnzimmer. Der nächste Bauer flimmerte über den Bildschirm. Er war ebenfalls Bio-Bauer aus Leidenschaft. Waren denn jetzt alle schon auf diesem Bio-Trip? Während der rundliche Bauer, der mit vor Dreck strotzender Hose und dunkelgrünen Gummistiefel knöcheltief im Schlamm stand, erzählte, dass er 30 Schweine hielt und jedes dieser Viecher einen Namen

hatte, biss ich in meinen Toast mit Schweineschinken. Der Bauer erklärte, wie wichtig er den respektvollen Umgang mit den Lebewesen fände und dass er für jedes seiner Tiere eine Verantwortung trage. Sie würden deshalb auch direkt am Hof geschlachtet werden, um einen belastenden Transport zu vermeiden. Man würde es im Fleisch schmecken, wenn die Tiere vor ihrem Tod Angst und Stress gehabt hätten oder eben glücklich von der Schlammmulde raus direkt auf den Haken kamen.

Ich hielt kurz inne und sah auf meinen Toast. Der Schinken glänzte rosa und schmeckte nach ... Schinken. Wie schmeckte fröhlicher Schinken und wie ängstlicher? Was hatte ich hier? Ich stand auf und holte die Packung aus dem Kühlschrank. Hm. »Gluten- und laktosefrei und ohne Geschmacksverstärker. Qualität, die begeistert.« Das klang ja schon nicht schlecht. Ich drehte die Packung um, um Rückschlüsse über die Herkunft zu erhalten. Nichts. Ich fand nur Hinweise auf den Verpacker. Von wo das Fleisch nun tatsächlich war, war gar nicht angegeben, musste ich feststellen, und war nun so gar nicht begeistert über die Qualität, die auf der Vorderseite angepriesen wurde. Enttäuscht legte ich die Packung zurück in den Kühlschrank und setzte mich wieder vor den Fernseher, wo der nächste Bauer sein Bestes tat, um der Damenwelt vor der Glotze zu gefallen. Dieses Mal war es ein junger hübscher Kerl, der so gar nicht nach Bauer aussah. Er war gut gebaut, braungebrannt und durchtrainiert. Man sah ihn durch die bergige Gegend radeln und eine Felswand hochklettern. Tiere waren weit und breit nicht zu sehen. *Der ist ja schmuckelig*, ging es mir durch den Kopf. Doch dann offenbarte sich seine Tätigkeit – er war Gemüsebauer und belieferte einige Haushalte in seiner Gegend

mit einer sogenannten Bio-Kiste. *Schon wieder Bio ...* Langsam fühlte ich mich verfolgt. Irgendwie hörte ich nur noch Bio. War das schon immer so? Oder war es mir bisher nie aufgefallen? Wieder musste ich an die Öko-Tante denken. Bestimmt hatte sie auch so eine Bio-Kiste. Ach nein, bestimmt baute sie das Grünzeug selbst an – mitten in der Stadt auf einer Dachterrasse oder so, mit Kopftuch und dreckigen Händen, um das Gemüse zu pflegen und um es später mit hochwertigem Getreide und Bio-Fleisch zu essen ...

Der Kerl im Fernsehen erweckte wieder meine Aufmerksamkeit. Er erzählte gerade, dass er seit drei Jahren vegan lebe und davor schon 12 Jahre Vegetarier war. Vor einem Jahr hätte er die Landwirtschaft der Eltern übernommen und würde nun mit der regionalen Belieferung der Haushalte dafür sorgen, dass die Menschen hochwertige Lebensmittel bekamen. Er habe auch schon ein kleines Heft drucken lassen mit veganen Rezepten, um es den Leuten zu erleichtern, auf natürliche und pflanzliche Weise zu kochen, wobei er selbst ja sogar Rohkost bevorzugen würde. Ich stutzte. Der letzte Rest vom Schinkenbrot blieb mir beinahe im Hals stecken, denn ich hatte vergessen zu kauen, so perplex war ich von diesem Typen. Noch abgedrehter geht es ja wohl nicht, oder? Dabei sah er doch so normal aus! Nix Hippie mit langen Haaren und schlaksigem Körper. Hätte ich ihn in einem Club getroffen, hätte ich nie im Leben geglaubt, dass er auch auf diesem Bio-Trip war und sich am liebsten nur von rohem Gemüse ernährte! Mein Weltbild geriet gehörig ins Wanken, stellte ich fest. Und ich musste mir eingestehen, dass ich mir über all das noch nie Gedanken gemacht hatte. War es denn wirklich so wichtig, welche Lebens-

mittel man zu sich nahm? Also, ob sie jetzt bio oder eben »normal« waren? Ich wusste es ehrlich gesagt gar nicht. Bisher hatte ich nur darauf geachtet, dass ich einen halbwegs abwechslungsreichen Speiseplan hatte und hin und wieder auch Vitamine zu mir nahm. Wenn ich einkaufen war, schaute ich zwar schon, dass der Apfel nicht unbedingt aus Dschibuti oder die Kartoffel aus Sri Lanka kam, doch Bio?? Darauf hatte ich noch nie geachtet.

Mir fiel ein, dass Verli immer wieder von ihren Versuchen erzählt hatte, nachhaltiger zu leben. Eine Zeitlang hatte sie im Supermarkt nur regionale Lebensmittel eingekauft, war jedoch im Winter an der geringen Auswahl an Obst und Gemüse gescheitert. Vor ein paar Wochen hatte sie verschiedene vegane Gerichte probiert, war dann jedoch wiederum an Stefan gescheitert, der sich weigerte, auf Fleisch oder tierische Produkte zu verzichten. Außerdem stellte sie fest, dass man als Veganer im sozialen Eck stand. Auswärts unkompliziert zu essen war ein Ding der Unmöglichkeit, außer, man fand ein Restaurant, das sich auf die speziellen Kundenwünsche einließ. Einladungen bei Freunden wurden um Spießrutenlauf, erzählte sie mir mal. Wer lud schon gerne einen Veganer zum Abendessen ein, wenn man null Plan hatte, was man dann anbieten sollte? Also ließ es Verli wieder sein und wurde stattdessen nur zur Vegetarierin.

Nachdem ich fertig gegessen hatte, stellte ich den Teller in die Spüle und sah wieder in den Kühlschrank. Immer noch war er armselig leer. Dabei wurde mir schmerzlich bewusst, dass ich mit Toast und Schinken nicht über die Runden kommen würde. Krankenstand hin oder her, ich musste einkaufen gehen.

Mein Stammsupermarkt um die Ecke bot für gewöhn-



lich alles, was ich zum Überleben brauchte. Da ich nur ein paar Kleinigkeiten besorgen wollte, ließ ich mein Auto, das ich dank der komfortablen Busanbindung zur Arbeit unter der Woche kaum brauchte, stehen und ging zu Fuß. Die frische Luft tat meinem Kopf gut und ich hatte, wenn ich den Arm nicht bewegte, kaum mehr Schmerzen.

Im Geschäft sah ich mich kurz um. Es war eines der wenigen kleinen Läden, das von den großen Supermarktketten noch nicht verdrängt worden war. Auf wenige Quadratmeter fand man alles, was man zum täglichen Leben brauchte, nur mit geringerer Auswahl als in einem riesengroßen Geschäft. Statt zehn verschiedener Apfelsorten gab es eben nur zwei. Und bei der Milch gab es auch nur einen Anbieter, anstatt der sechs, die ich neulich in einem ellenlangen Kühlregal im Einkaufszentrum sah. Im Prinzip war der Inhalt doch eh überall der gleiche, oder? Ich ging von Regal zu Regal und sammelte Lebensmittel ein und nahm mir die Dinge, die ich sonst auch kaufte. Käse, Milch, Fleisch, jeweils eine Packung Reis und Nudeln und ein wenig Obst und Gemüse. So würde ich die nächsten Tage nicht verhungern und konnte es mir zuhause gemütlich machen. Um meine Stimmung zu erhellen, warf ich noch zwei Tafeln Schokolade in den Einkaufswagen, ehe ich zur Kasse eilte.

Erst zuhause warf ich einen genaueren Blick auf das eben Gekaufte. Ein Bio-Siegel konnte ich weder bei den Milchprodukten noch beim Fleisch entdecken. Ach herrje. Wenn mich der Bauer Schönling sehen könnte ... Der würde die Hände über den Kopf zusammenschlagen, mir eines mit seinem Heftchen um die Ohren ziehen und mir zeigen, wie ich hochwertig, vegetarisch und biologisch kochen könnte ...

## 6.

Ein Leben im Einklang mit der Natur sollte mir eigentlich geläufig sein, denn ich war am Land aufgewachsen. Sogar ziemlich idyllisch mit nur wenigen tausend Einwohnern auf ländlichem Gebiet verstreut, mit kleiner Schule und einer Kirche im Dorfzentrum und netten Mitmenschen, die die Traditionen der Gegend hochhielten.

Ich konnte mich sogar erinnern, dass es in meiner Kindheit eine Zeit gab, in der es ziemlich schick war, auf geringe Müllproduktion zu achten, die Milch in Glasflaschen direkt vom Milchautomaten der Bauern zu holen und Müll bei der Entsorgung strikt zu trennen. Manche gingen sogar so weit, Plastik in festes und raschelndes zu sortieren, doch diese Zeiten waren in meiner Jugendzeit bereits vorbei gewesen. Milch in eckigen Verpackungen, die zehn Tage und länger hielt, war hip und der Müll hatte sich vervielfacht, denn selbst Salat und Äpfel waren in Plastik verpackt.

Die Zeiten hatten sich geändert, wie auch ich selbst, denn es zog mich in die Stadt. Ich wollte etwas erleben. Wollte Lärm und Trubel um mich haben, fortgehen und Spaß haben. Also zog ich nach Beendigung meiner Lehre zur Textilverkäuferin von zuhause aus, nahm mir hier eine kleine Wohnung, suchte einen Job, feierte Partys und genoss mein Leben, auch wenn ich von diesem Genuss jetzt in diesem Moment, in dem ich hier auf der Couch gelangweilt herumlag, nicht viel merken konnte.

Müde vom Einkaufen lag ich dort und dachte nach, während ich mich einsam fühlte. Ich war allein, hatte weder ein Haustier noch einen Freund. Zu meiner Familie war der Kontakt nur spärlich, denn sie waren damit überhaupt nicht einverstanden gewesen, dass ich einfach so weggegangen war.

Seit ich vom Krankenhaus zuhause war, hatte ich nur kurz mit meinem Chef telefoniert, der wissen wollte, wie es mir ging und der betonte, dass ich mich erholen solle. Ach, und mit der Kassiererin vom Supermarkt hatte ich kurz gesprochen. Mehr war mein Sprachzentrum heute nicht gefordert worden, denn mein Telefon war bisher ruhig geblieben. Kein Anruf. Keine SMS. Keine WhatsApp-Nachricht. Niemanden kümmerte es, wie es mir ging. Hallo, ich hatte einen Unfall!

Ich war enttäuscht. Irgendwie hatte ich gehofft, Ben würde mir schreiben und mich ein wenig aufheitern, doch er war seit gestern Abend offline. Hatte wohl Stress ... Das war einer der Nachteile, wenn man bloß die Affäre war. Da war man immer an zweiter Stelle. Wenn überhaupt ... Man musste sich der verfügbaren Zeit richten und spontan sein.

Wenn ich bloß zurückdachte an die Momente, in denen wir etwas ausgemacht hatten und dann doch wieder alles anders wurde! Wie oft war ich schon wütend nachhause gefahren, weil er sich im letzten Moment dann doch nicht mit mir treffen konnte!

Dafür genossen wir die Zeiten, in denen wir uns sehen konnten, umso mehr. Wir lebten unsere Lust aus und taten versaute Dinge, die er von seiner Frau nicht haben konnte. Die war nämlich ein wenig prüde, weshalb Ben ja gerade der Sex mit mir so gefiel.

Bei dem Gedanken an unsere vielen Schäferstündchen begann es, zwischen meinen Beinen zu kribbeln und mein Kopfkino spielte ein paar erregende Szenen ab. Es war später Dienstagnachmittag. Hätte ich gearbeitet, würde ich ihn heute sehen können. Zwar nur kurz auf einen Ruheraum-Quickie, aber immerhin ... Lüstern griff ich nach meinem Handy und sah meine Apps durch, um mich abzulenken. Facebook, WhatsApp, Instagram – nichts. Niemand hatte geschrieben. Und Ben war immer noch nicht online.

Unmut machte sich breit. Und ich wurde wütend. Wütend auf diesen scheiß Radunfall, der mich tagelang zuhause fesseln würde! Was musste der Trottel genau dann dort fahren, wenn ich aus dem Lokal ging?! Konnte er mit seinem blöden ach-so-robusten Bambusrad nicht auf der Straße fahren? Jetzt war ich die ganze Woche lang in meiner Wohnung gefangen, konnte mich nur unter Schmerzen bewegen und sah total beschissen aus! Um dies zu bestätigen, stand ich auf und sah im Badezimmer in den Spiegel. Ein blasses, hellhäutiges Ding mit kantigen Wangenknochen sah mir entgegen. Manche meinten, ich hätte eine Ähnlichkeit mit Avril Lavigne und mit Schminken bekam ich normalerweise mein Aussehen ganz gut so hin, dass ich mir selbst auch gefiel. Besonders sexy fühlte ich mich jedoch nur, wenn Ben mich erregt und gierig ansah, so, als wäre ich eine Sexgöttin. Für mein Ego war er also auf jeden Fall das perfekte Mittel, um mich toll zu fühlen, doch heute, in diesem Moment, als blasse junge Frau vor diesem hell beleuchteten Spiegel in meinem kleinen Badezimmer, da fühlte ich mich alles andere als sexy und begehrenswert.

Ich tastete mit den Fingern über die Krusten im Gesicht,

die sich längs von oben nach unten in mehreren Linien bis zum Kiefer zogen. An der Spitze war das blaue Auge drapiert, das mich an die Boxkämpferin in dem Film »Million Dollar Baby« erinnerte. Ich sah genauso lädiert aus. Die vollen Lippen, mit denen ich zum Glück gesegnet war und die ich für gewöhnlich gerne mit rosa Lipgloss betonte, konnten von meinem katastrophalen Aussehen heute auch nicht ablenken. Ich seufzte unglücklich. Wie lange es wohl dauern würde, bis ich wieder normal aussah?

Mangels besserem Zeitvertreib begann ich, mich zu schminken. Meine Augen gefielen mir mit schwarzem Kajal und dunkler Wimperntusche viel besser. Ohne wirkte ich, als wäre ich frisch aus dem Leichenhaus wiederauferstanden, fand ich. Mit geübten Griffen begann ich, mein Aussehen zu verbessern. Ich trug Puder auf und versuchte, die Kratzer abzudecken. Erst jetzt wurde mir bewusst, mit welch grässlichem Anblick ich mich vor wenigen Stunden auf die Straße gewagt hatte! Ich hatte ganz vergessen, dass ich noch gar nicht geschminkt und stattdessen völlig zerschrammt war! Peinlich! Jetzt wusste ich auch, warum mich so viele Leute angestarrt hatten ...

Nach etwa zehn Minuten war ich fertig, und während ich das Resultat zufrieden im Spiegel betrachtete, läutete es an der Tür. Wer mochte das sein? Ich sah auf die Uhr und mein Herz begann, schneller zu schlagen. Konnte es Ben sein? War er gekommen, um mich zu überraschen?? Hoffnung stieg in mir auf, die jedoch sofort zunichtegemacht wurde. Der Blick durch den Türspion ließ mein aufgeregtes Herz in Sekundenbruchteilen wieder normal schlagen. »Hallo, Frau Huber«, murmelte ich enttäuscht, als ich die Tür geöffnet hatte.

»Fräulein Gruber, wie geht es Ihnen?«, quäkte die dürre alte Frau vor mir. In der Hand hielt sie eine Schüssel, die mit einem Tuch abgedeckt war. Noch ehe ich antworten konnte, fuhr sie fort: »Ich dachte, ich bringe Ihnen etwas zu essen, damit Sie mir nicht vom Fleisch fallen.« Sie drückte mir die Schüssel in die Hand. »Es ist ja so schlimm, was den Leuten heutzutage alles passiert. Da darf man nicht wegschauen«, erklärte sie mit mahnendem Finger und sah mich eindringlich an.

Perplex stand ich mit dem Essen in der Hand in der Tür und murmelte: »Das wäre aber nicht nötig gewesen.« Im nächsten Moment fühlte ich die Hände meiner Nachbarin an meinen Schultern. Ich biss die Zähne zusammen und grinste tapfer, als eine Welle des Schmerzes durch meinen Körper fuhr.

»In schwierigen Situationen muss man zusammenhalten«, schärfte sie mir eindringlich ein. »Immerhin wohnen wir Tür an Tür. Da darf so etwas nicht mehr geschehen! Wir werden von nun an auf Sie Acht geben. Beim nächsten Mal, wenn Sie laut rufen, holen wir die Polizei! Jetzt wissen wir ja Bescheid«, erklärte sie mir.

Von was redete sie? Dann fiel der Groschen. »Aber Frau Huber, es ist nicht, wie Sie denken! Ich hatte einen Unfall.« Doch da hatte sie mich schon losgelassen und sich abgewandt. Für sie schien das Thema erledigt und sie hatschte langsam die Treppe hinunter. Gerade als ich wieder in meine Wohnung gehen wollte, hörte ich von unten ein leises Tuscheln.

»Sie ist geschminkt. Verleugnet wohl die Tatsachen«, nahm ich geschäftig flüsternd wahr.

Ich stöhnte auf und warf die Tür hinter mir laut ins Schloss. Was für Tratschweiber! Zum Glück kam Sex in

meiner Wohnung nur selten bis nie vor. Das wäre eine Katastrophe, wenn dann die Polizei vor der Tür stünde!

Bisher hatte ich mit den zwei alten Hausbewohnerinnen nicht viel zu tun. Hin und wieder baten sie um Hilfe, die ich nur widerwillig leistete, denn schließlich waren wir hier nicht im betreuten Wohnheim. Ansonsten war das Leben hier im Haus recht angenehm. Die anderen Nachbarn kannte ich nur von flüchtigen Begegnungen.

Als ich die Schüssel, die mir die Huber in die Hand gedrückt hatte, in der Küche abstellte, warf ich einen Blick unter das Tuch, um den Inhalt zu erkunden. *Schinkenhörnchen*, stellte ich fest und verspürte plötzlich Hunger. Ich nahm einen Teller, belud ihn mit einer großen Portion und stellte ihn in die Mikrowelle. Es dauerte nicht lange, da saß ich auf der Couch und schaufelte heiße dampfende Nudeln in mich hinein, die überraschenderweise sehr lecker schmeckten.

*Rrrrrr.*

Wieder läutete es an der Tür. Ob das jetzt Ben war? Abermals begann mein Herz aufgeregt zu klopfen, während ich den Teller abstellte und zur Tür eilte. Wie sehr ich doch hoffte, er würde wieder zu mir kommen!

»Verli.« Ich klang enttäuscht.

»Das ist ja eine Begrüßung«, erwiderte meine Freundin und hielt mir grinsend eine Schachtel Pizza unter die Nase.

»Sorry, ich dachte, vielleicht ist es ...«

»... dein Liebhaber, der sich ja sooo um dich sorgt und alles stehen und liegen lässt, um für dich da zu sein«, unterbrach sie mich und schob sich an mir vorbei. »Hab gedacht, du hast vielleicht Hunger.«

»Das dachte die Huber vorhin auch«, sagte ich, als ich

Verli ins Wohnzimmer folgte und auf die Nudeln zeigte.

»Oh. Naja, egal, machen wir uns halt einen italienischen Abend.« Verli grinste. Ihre Fröhlichkeit war ansteckend und auch meine Stimmung verbesserte sich sofort, als wir nebeneinander auf der Couch saßen und sie mir von ihrem Arbeitstag erzählte. Ich war zwar kaum zwei Tage außer Gefecht gesetzt, doch mir kam es so vor, als wäre ich von der Welt ausgeschlossen. Alles schien weiterzulaufen, während ich stehengeblieben war. Das würde wohl noch eine lange langweilige Woche werden ...

»Und, wie war dein Tag so?«, fragte mich Verli schließlich.

Ich schob gerade das letzte Stück Pizza in den Mund und wischte mir an meiner Jogginghose die Finger ab. »Sehr spannend und ereignisreich«, erklärte ich sarkastisch.

»Todlangweilig«, übersetzte sie lachend.

»Total. Du glaubst gar nicht, was für Mist im Fernsehen läuft. Ganz zu schweigen von all diesen verrückten Leuten, die es gibt und die sich tagelang filmen lassen, nur um ihr Ego aufzupolieren oder ihrem Geltungsdrang gerecht zu werden.« Ich verdrehte die Augen und musste wieder an die Bauern mit ihren Bio-Produkten denken, wovon ich ihr schließlich erzählte.

»Die hab ich auch gesehen. Das muss die Wiederholung von letzter Woche sein. Ganz interessant, vor allem dieser Kerl mit der Bio-Kiste. Ich überlege auch schon, ob ich mir so eine bestellen soll.«

»Du? Echt jetzt?«

»Ja, warum nicht? Ich weiß doch, wie schwer es ist, gutes Bio-Gemüse zu bekommen.«

»Das ist doch viel zu teuer. Das Gleiche kriegst im



Supermarkt günstiger«, winkte ich mit einer Handbewegung ab.

»Das kann man so nicht vergleichen«, erklärte Verli und zählte die Vorteile einer Bio-Kiste auf.

»Die Produkte sind meist regional, nachhaltig angebaut und natürlich bio. Und ich als Kunde weiß zudem, von wo die Sachen wirklich sind. So schlecht finde ich die Idee gar nicht.«

Ich fühlte mich ein wenig vor den Kopf gestoßen und wusste nicht, was ich erwidern sollte.

»Schaust du denn überhaupt nicht auf gute regionale Lebensmittel?«, fragte mich Verli und sah mich ein wenig irritiert an.

»Nicht wirklich. So viel Geld hab ich ja gar nicht.«

Sie winkte ab. »Ach Blödsinn, das hat doch nichts damit zu tun, viel Geld zu haben.« Sie lachte. »Man muss nur wissen, was man wie und wo kauft.«

»Hört sich zeitaufwändig an.«

»Vielleicht zu Beginn, wenn man sich noch nicht so auskennt. Wenn man aber erstmal weiß, auf was man achten muss, dann dauert es gleich lang wie bei einem konventionellen Einkauf.«

Ich war überrascht. Dachte ich doch, sie hätte ihre vegane Zeit und Bio-Phase hinter sich gelassen. »Das heißt, du achtest da voll drauf, was du so einkaufst?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ein bisschen zumindest. Ich weiß, dass ich noch viel bewusster einkaufen könnte, doch da müsste ich mich wohl mehr mit dem Thema auseinandersetzen. Auch im Alltag könnte ich wohl noch einige Dinge ändern, um nachhaltiger zu leben.«

»Inwiefern?«

Sie richtete sich neben mir auf der Couch auf und sah

sich im Wohnzimmer um. Dann zeigte sie auf den Fernseher und den Kabelsalat, der daneben in der staubigen Ecke des Wandverbaus lag. »Dieser Verteilerstecker zum Beispiel. Du könntest einen mit einem Ausschalter verwenden und die Geräte so vom Strom trennen, wenn du sie nicht mehr brauchst.«

»Ach, das bisschen Strom.« Ich winkte ab. »Das ist ja lächerlich.«

»Nein, ist es nicht«, widersprach mir Verli. »In Summe aufs Jahr und zig Millionen Menschen gesehen geht damit viel Energie verloren«, erklärte sie und sah sich weiter um. Ihr Blick fiel durch die Tür rüber in die Küche. »Mikrowelle«, sagte sie schließlich. »Ganz schlecht für die Lebensmittel.«

»Naja, das ist ja nicht erwiesen«, versuchte ich zu verteidigen und erinnerte mich daran, dass meine Großmutter mich auch immer vor diesem gefährlichen Ding gewarnt hatte, das angeblich die Lebensmittel kaputt machte. »Die einen sagen so, die anderen so.«

»Nein, es ist schon so, dass diese Mikrowellen dein Essen zerstören. Befass dich mal mit dem Thema«, forderte sie mich auf.

Mir gefiel gar nicht, in welche Richtung unser Gespräch ging. Ich fühlte mich ertappt und angeprangert. Wir hatten noch nie über so etwas gesprochen – über hochwertige Lebensmittel und bewusstere Lebensweisen. Warum dann heute? Warum kam es mir plötzlich so vor, als würde alles und jeder nur noch bio denken und sein? Die Öko-Tante fiel mir ein. Das war es! Seit ich ihr begegnet war, sah ich ständig nur diese Bio-Kacke! Es war, als hätte sie mir einen Floh ins Ohr gesetzt, der mich ständig zwickte.

»Weißt du was?«, unterbrach Verli meine Gedanken. »Wir bestellen beide die Bio-Kiste. Die kleine Variante kostet nicht viel und wir können sie für vier Wochen testen. Absolut unverbindlich.« Verli überschlug sich fast beim Reden und hörte sich an wie eine Verkäuferin, die ein grandioses Produkt verhökern wollte. Dann riss sie ihre Augen auf und klatschte aufgeregt in die Hände. »He, jetzt hab ich DIE Idee! Du könntest dich doch, während du im Krankenstand bist, mit einer nachhaltigen gesunden Lebensweise befassen! Du hast ja jetzt schließlich genug Zeit!« Ihre Augen waren beinahe tellergroß, so kam es mir vor, und begeistert fuhr sie fort: »Für den Einstieg nehmen wir beide die Bio-Kiste, dann können wir uns über gesunde Rezepte austauschen. Und im Internet gibt es da diesen Footprint. Hast du davon schon gehört?«

Ich schüttelte stumm den Kopf.

»Brauchst nur mal googeln«, wies sie mich an. »Glaub mir, wenn du das einmal machst und dich damit auseinandersetzt, dann ist dir bestimmt nicht mehr langweilig«, stellte sie grinsend fest und hob die Hände in die Luft. »Quasi ein Öko-Krankenstandsprojekt. Klingt doch cool, oder?«

Ich setzte ein Lächeln auf und hoffte, sie würde es mir abkaufen. »Das wird toll«, sagte ich und sah mich in Gedanken schon verzweifelt in der Küche vor dem vielen Obst und Gemüse aus der Bio-Kiste stehen, ohne zu wissen, was ich damit tun sollte, denn eigentlich mochte ich kein Gemüse. Oder zumindest nicht viel. Das gefrorene Sommergemüse mit Erbsen, Mais und Babykarotten reichte mir für gewöhnlich. An Obst aß ich maximal Äpfel oder Bananen. Im Winter vielleicht noch Mandarinen und Orangen. Und dann gleich eine ganze Kiste mit so

Vitaminzeugs? Mit Obst und Gemüse, das ich sonst nie kaufen würde? Und dann sollte ich auch noch auf Nachhaltigkeit achten?

»Ich muss jetzt los«, rief Verli plötzlich und sah auf die Uhr. »Stefan wartet schon. Wir wollen noch ins Kino gehen«, erklärte sie. »Aber wir können morgen weiterreden, okay? Du kannst ja mal im Internet nachsehen, was dich vom Angebot her anspricht. Gib einfach *Bio-Kiste* in Google ein. Bei uns gibt es eh einen Zusteller aus der Gegend. Lies dir das mal durch. Ich komm dann morgen wieder vorbei. Ach, und vergiss nicht, deinen Footprint auszurechnen!« Sie küsste mich auf die Wange. »Und wenn du was brauchst, schreib mir eine SMS.«

Und weg war sie. Ich blieb allein zurück. Allein und mit vollgequatschtem Kopf.

## 7.

Verli hieß eigentlich Verena. Diesen Namen fand sie jedoch seit ihrer Jugendzeit uncool, also ließ sie sich von jedem Verli nennen. Seit ein paar Jahren waren wir nun schon befreundet und ich hätte eigentlich gedacht, dass ich sie gut kannte, doch diese Seite an ihr war mir irgendwie fremd. Wir sprachen zwar viel und hatten Spaß bei unserem Mittagslunch und beim Fortgehen, doch so richtig tiefgreifend über unsere Lebensweisen hatten wir noch nie gesprochen, das wurde mir schmerzlich bewusst. Was wusste ich noch nicht über sie? Ihre gesunden Phasen

waren immer nur kurze Momente gewesen. Episoden in ihrem Leben, die meines nicht weiter beeinflussten, denn was ging mich das an, wenn Verli auf tierische Produkte verzichtete oder nur Biofutter essen wollte? Wichtiger war für mich, dass sie sich in all den Jahren meine Männergeschichten, die meist nur kurze Flirts oder One-Night-Stands waren, anhörte und mir Tipps gab, wie es mit einem Kerl mal klappen könnte. Gefruchtet hatte das zwar nie, aber diese Gespräche waren mir immer sehr wichtig gewesen. Nun stellte ich mir zum ersten Mal die Frage, was eigentlich ich für sie getan hatte. Wie sehr hatte ich ihr bisher zugehört? Ich kam echt ins Grübeln und wurde den Verdacht nicht los, dass ich eine schlechte Freundin war. Vielleicht sollte ich mir mehr Zeit für sie nehmen und mehr Interesse bekunden, wenn sie wieder so eine *Ich-krempel-mein-Leben-um-Phase* hatte. Und möglicherweise würde es uns ganz gut tun, gemeinsam das Projekt Bio-Kiste zu starten. Oder eben dieses von ihr vorgeschlagene Öko-Krankenstandsprojekt.

Bei dem Gedanken daran musste ich lachen. Ich und bio und öko – das passte so gut zusammen wie Pinguine zu Madagaskar! Doch irgendwie hatte mich Verli neugierig gemacht. Ich nahm mein Tablet und sah mir die Seite des Bio-Kisten-Lieferanten meiner Region mal genauer an. Vielleicht war er ja so ein Schnuckelchen wie der Bauer im Fernsehen? Ich klickte auf die Informationen über den Biohof. Fehlanzeige. Es gab kein Foto von einem braungebrannten Schönling zu sehen, stattdessen konnte man Infos zur Familie lesen, die diesen Hof betrieb, und wie wichtig in deren Augen eine biologische nachhaltige Lebensweise sei. Langweilig! Also wieder zurück auf die Startseite, wo ich mir das Angebot genauer ansah.

Beim Überfliegen der Bio-Kisten-Inhalte der kommenden Woche stachen mir nur Äpfel und Birnen ins Auge. Ach ja, und Gurke, das kannte ich auch noch. Alles andere waren Sachen, die ich für gewöhnlich nicht kaufte, geschweige denn verkochte ... Melanzani. *Würg.* Datteln. *Doppelwürg.* Rettich. *Ihhh.* Pastinaken. *Wähh.* Na, das konnte ja noch lustig werden ... Dann entdeckte ich die Rezeptsammlung des Biohofes. Das konnte für mich vielleicht ganz hilfreich sein, weil ich echt null Plan hatte, was ich mit so komischem Zeug alles kochen konnte. Also scrollte ich mich durch die Gerichte. Gemüseauflauf, gebratenes Gemüse, Kartoffelpizza, ... das Wasser lief mir nicht gerade im Mund zusammen, bemerkte ich. Ob das an meinem vollen Magen lag oder doch an dem eher gewöhnungsbedürftigen Angebot? Ob Verli von diesen Kochideen begeistert wäre?

Je länger ich auf der Seite stöberte, desto unsicherer wurde ich, denn ich war eigentlich überhaupt kein Gemüsetyp. Das klang doch alles viel zu gesund! Ich war eher der »Schnell-mal-was-mit-Fleisch-kochen«-Typ. Oder der »Kauf-dir-was-beim-Heimfahren«-Typ. Okay, ich geb's zu – ich war eher der Fast Food-Typ. Mäci und Subway waren meine Favoriten. Und immerhin: Es war ja eh auch Gemüse dabei, fast jedes Mal ein bisschen Salat oder eine Tomatenscheibe. Hey, und die Pommes waren aus Kartoffeln! Die waren doch gesund, oder? Und solange ich nicht zunahm und völlig unförmig wurde, hatte ich eigentlich nicht vorgehabt, etwas an meiner Ernährungsweise zu ändern. Mein Blutdruck war okay, ebenso mein Zucker. Bisher war alles supi gelaufen, doch je länger ich auf dieser Webseite herumsurfte, desto unsicherer wurde ich. Einerseits freute ich mich auf etwas Neues, auf eine

Herausforderung – andererseits fürchtete ich, dass der Großteil der Bio-Kiste unberührt vergammeln würde. Doch dann hatte ich DIE Idee! Ich würde einfach gemeinsam mit Verli eine Kiste auswählen, und ich behielt, was mir schmeckte und den Rest konnte sie bekommen! Natürlich würde ich es ihr nicht genau so erzählen, doch bestimmt würde sie einwilligen. Schließlich war sie ja flexibel und wir waren Freundinnen!

Erleichtert, endlich eine für mich annehmbare Lösung gefunden zu haben, legte ich mein iPad zur Seite und griff nach meinem Handy. Erst jetzt bemerkte ich, dass es blinkte. Scheinbar hatte ich es überhört. Ich entsperrte das Display und sah, dass ich eine Nachricht auf WhatsApp bekommen hatte. In freudiger Erwartung begann mein Herz schneller zu klopfen und tatsächlich hatte Ben geschrieben.

*Hi, wie geht's?*

*Alles klar bei mir*, tippte ich zurück. *Und bei dir?* Ich schickte die Nachricht ab und wartete. Es überraschte mich ein wenig, dass er um diese Uhrzeit online war. Normalerweise aß er zu Abend und machte auf heile Familienidylle.

*Passt auch alles. Bin grad alleine. Hast du noch Schmerzen?*

Ich bewegte probierhalber meinen Arm. Wenn ich ihn ruhig hielt, war nichts zu spüren, hob ich ihn, schmerzte die Schulter. Mein Kopf brummte auch noch ein wenig, stellte ich bei der Bestandsaufnahme fest. *Geht so*, schrieb ich zurück.

*Schön*, tauchte bei mir am Handy auf.

Schön? Das war alles? Was sollte ich da bloß schreiben? Ich hatte irgendwie gehofft, wir würden uns angeregter unterhalten ...

*Pling*, tönte es aus meinem Handy.

*Ich wär jetzt geil auf dich.*

*Rrrr*. Das gefiel mir schon besser. *Ich auch*, tippte ich zurück.

*Hätte dich gerne heute vernascht und dich dann ...*

Freudig las ich, was er mit mir angestellt hätte und sofort begann wieder das bekannte Kribbeln zwischen meinen Beinen. Oh, war ich geil auf diesen Kerl! Wenn er bloß Zeit für mich hätte! Hier und jetzt! Ich schob meine Unterhose nach unten, um ungestört an mir fummeln zu können und stellte mir vor, es wäre seine Hand.

*... hätte ich dich von oben bis unten geküsst und dich berührt.*

Das wäre schön gewesen, dachte ich erregt und malte mir in Gedanken aus, wie es heute im Ruheraum gewesen wäre, während ich Ben umständlich mit dem Daumen tippte, was ich gerade tat.

*Rrrrr*, schrieb er zurück. *Ich würde dich dann ganz hart fgzeziok*

Häää? Ich starrte auf mein Handy. Was sollte das heißen? Ich fummelte weiter an mir herum und tippte, doch als ich sah, dass Ben gar nicht mehr online war, ließ ich es sein und wartete stattdessen. Da lag ich nun mit dem Handy in der einen Hand, die andere lag zwischen meinen Beinen. Die Minuten vergingen und Ben blieb offline. Na toll! Ich fühlte mich wie ein Esel, dem eine Karotte vor die Nase gehalten wurde. Oder wie ein Kind vor Nachbars Zaun, hinter dem die Himbeeren am Strauch dunkelrosa glänzten. So kurz davor, und dann war NICHTS!

Verärgert warf ich das Handy neben mir auf die Couch und zog den Slip wieder hoch. Die Geilheit war weg. Ich



fühlte mich absolut unbefriedigt. Warum schrieb er nicht mehr? Wahrscheinlich war seine Frau gekommen, mutmaßte ich. Oder es hatte jemand angerufen. Na toll!

Als mein Handy wenig später dann piepste, schnappte ich in freudiger Erwartung danach. Doch es war nur Verli.

*Und? Hast du dir die Kisten schon angeschaut? ;)*

*Ja, schrieb ich zurück. Aber keine Ahnung, ob mir das Grünzeug überhaupt schmeckt. Was soll ich mit Karfiol anfangen??*

Verli schickte einen lachenden Smiley zurück. *Du kannst auch angeben, dass du bestimmte Gemüsesorten von vornherein nicht willst.*

*Welche Kiste nimmst du?,* fragte ich und war recht froh darüber, abgelenkt zu werden. Sonst würde ich hier sitzen und noch immer hoffen und darauf warten, dass Ben online ging.

*Pling.*

*Ich werde wohl die kleine gemischte nehmen. Hört sich gut an. Und sie ist abwechslungsreich mit Obst und Gemüse bestückt.*

*Hm,* schrieb ich zurück und rief mir das Angebot nochmal ins Gedächtnis. *Ich glaub, ich bin eher der Obsttyp.*

*Dann nimm die kleine Obstkiste,* riet mir Verli. *Ich komm morgen vorbei und dann bestellen wir gemeinsam :-)*

*OK,* tippte ich. *Dann bis morgen.*

Soviel zum Thema »Kiste teilen« ... Ich legte das Handy beiseite und mir wurde bewusst, dass ich einen ersten Schritt getan hatte. Zwar war es erst beschlossen worden, doch ich würde Kundin eines Bio-Bauern werden! Ein eigenartiges Gefühl irgendwie. War ich jetzt auch so ein grünzeugfressender Alternativler? *Nein,* antwortete ich mir. *Ich werde es ja nur mal probieren.* Außerdem: Ich war

sonst wie immer. Und ich würde jetzt auch nicht weiß Gott wie meine Ernährung umstellen. Ich würde nur statt des normalen Obstes eben Bio-Obst essen. Sonst nichts. Sonst war alles wie bisher. Ach, und es würde mich pro Woche rund 16 € kosten ... Sonst alles gut ...

Ich verdrängte den Gedanken an das Geld und dachte lieber an das Obst, das ich bekommen würde – direkt vor die Haustüre geliefert. Und je länger ich über Lebensmittel nachdachte, desto mehr Lust bekam ich darauf. Also stand ich mühsam auf und ging zu meinem Schrank im Wohnzimmer direkt neben dem Fernseher. Ich öffnete ihn und sah auf die vorhin gekauften Schokoladetafeln, Bens Kekspackung vom Krankenhaus und dünn verpacktes Mikrowellen-Popcorn. Das alles war vitamin- und nährstofftechnisch zwar weit entfernt von bio und gesund, doch mir war das in diesem Moment völlig egal. Schokolade machte glücklich – und das war jetzt die Hauptsache!

Ich schnappte mir alles, was mein Naschfach hergab, und während ich das Popcorn in die Mikrowelle legte und die Zeit auf vier Minuten einstellte, aß ich davor stehend die erste Rippe Schokolade. *Hmmm, lecker!* Als es zu poppen begann, schob ich bereits die zweite Rippe in den Mund und schnupperte den Duft frischen Popcorns, das zwei Minuten später fertig war. Mit Schokolade, Keksen und der dampfenden Tüte bewaffnet ging ich zurück ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher an und machte es mir gemütlich. Perfektes Timing, ging es mir dann durch den Kopf. Ich hatte die Hauptsendezeit erwischt. Es war 20:15 Uhr. Ein Blick in die Fernsehzeitung am iPad verriet mir, dass ein Film mit Adam Sandler begann, der interessant klang. Und lustig. Perfekt zum Ablenken und

nebenbei Naschen. Gut, dass ich keinen Kalorienzähler eingebaut hatte ...

Zur ersten Werbepause, die bereits 10 Minuten später begann, zappte ich durchs Programm. Werbung, Werbung, langweilige Schnulze, Werbung, ... sprachen sich die Sender untereinander ab? Irgendwie lief fast überall ein Werbeblock. Schließlich blieb ich bei einer Reportage hängen. Darin ging es um eine Studentin namens Lisa, die wohl bemerkt hatte, wie viel Müll sie wöchentlich produzierte. Demonstrativ hatte Lisa ihren Esstisch in der Küche mit dem angesammelten Müll der letzten Tage beladen. Sie schien entsetzt zu sein, ich war eher überrascht. Ich hatte nicht den Eindruck, dass es jetzt übermäßig viel war, was sich auf ihren Tisch so angesammelt hatte. Ein Karton voller Zeitungen und Papierreste, ein Kübel Biomüll, ein großer Sack mit Restmüll und ein mittelgroßer Haufen mit Plastikverpackungen und -flaschen. Die Studentin hatte alles schon vorbildlich getrennt. Wo war das Problem? Ich erkannte ihr Dilemma nicht, doch Lisa schien eines zu haben, denn sie wirkte unglücklich und zeigte auf den Berg mit Plastik. Theatralisch fegte sie danach mit einer Handbewegung den Müll vom Tisch, und während der Sprecher verkündete, Lisa wolle ihr Ziel der Plastikreduktion in zwei Wochen erreichen, stellte sie ein großes Einweckglas auf die Tischplatte. Der tägliche Plastikabfall, den Lisa, die Studentin, von nun an produzieren würde, solle in dieses Glas passen und der Umwelt keine weiteren nachhaltigen Belastungen mehr zuführen. *Amen.*

»Die hat doch einen Knall«, entkam es mir, während ich mir eine Handvoll Popcorn in den Mund stopfte. Schuld- bewusst sah ich auf die Tüte und erkannte erleichtert,

dass die aus Papier bestand. *Na Gott sei Dank*. Beruhigt aß ich weiter.

Der Film mit Adam Sandler war vergessen, stattdessen blieb ich bei dieser Reportage und beobachtete gespannt, wie Lisa mit Stofftaschen bepackt von Geschäft zu Geschäft lief, um herauszufinden, wo sie verpackungsfreie Ware kaufen konnte. *Das schafft die doch nie*, dachte ich mir, doch ich wurde eines Besseren belehrt, denn scheinbar gab es einen Laden, der genau das anbot – ein sogenannter Zero-Waste-Supermarkt, also ein verpackungsfreies Geschäft. *Was es nicht alles gibt!*

Interessehalber googelte ich nebenbei nach dieser Art von Geschäften. Das Angebot war mickrig – in Österreich gab es bisher nicht mal fünf solcher Läden und auch die Anzahl in Deutschland war überschaubar gering.

Ich klickte auf ein Geschäft. Dabei stach mir das Wort *Precycling* ins Auge. Recycling war wohl zu langweilig geworden ... Wo waren die grünen Weltverbesserer, die von Mülltrennung und angemessener Entsorgung sprachen? Weg. Verschwunden. Entsorgt. Jetzt gab es die Precycler, die gar keinen Müll mehr entstehen ließen. Dosen, Büchsen und Flaschen sollten einfach immer wieder zum Einsatz kommen. Ob das funktionierte? Ich konnte mir das nicht recht vorstellen und verfolgte deshalb gespannt die Reportage, in der Lisa endlich einen verpackungsfreien Laden betreten hatte und ihre Stofftaschen, Papiersäckchen, Einweckgläser und Flaschen, die sie in weiser Voraussicht bereits mitgebracht hatte, befüllte. *Welch kluges Mädel*.

Insgesamt verfolgte ich eine Stunde lang die Reportage. Dann stand Lisa wieder vor ihrem Tisch in der Küche. Er war leer. Theatralisch stellte sie dann bei stimmungsvoller

Musik und einem absolut begeistert klingenden Sprecher ein großes Einweckglas auf den Tisch. Es war gefüllt mit ein wenig Plastikmüll. *Ganz wenig Plastikmüll*, musste ich mir eingestehen. Lisa hatte es tatsächlich in nur zwei Wochen geschafft ihren täglichen Plastikmüll immens zu reduzieren und blickte übers ganze Gesicht grinsend in die Kamera.

Beeindruckt schob ich die letzte Rippe Schokolade in den Mund, während der Abspann lief. In alter Gewohnheit zerknüllte ich die Schokoladenverpackung und warf sie auf den niedrigen Wohnzimmertisch vor mir, wo bereits die leere Popcorn-Tüte und Keksverpackung lag. Als ich darauf sah, stockte ich. Ich erkannte plötzlich, dass ich in einer Stunde so viel Plastikmüll produzierte, wie Lisa an einem Tag! Wie viel produzierte ich in 24 Stunden? Ich stand auf, um in meine Abstellkammer zu sehen, wo ein großer Sack für Plastikverpackungen stand. Ich brachte ihn ungefähr einmal die Woche raus auf die Müllinsel, wo einmal im Monat die Müllabfuhr kam. Bereits eine Woche vorher quollen die ersten Tonnen über, und bis die orangefarben bekleideten Männer kamen, lagen bereits rundherum die Säcke mit Plastik. Meine Nachbarn waren scheinbar alle keine sparsamen umweltbewussten Menschen. Ich erkannte durch Lisa, dass es wohl auch anders gehen konnte und mir wurde schmerzlich bewusst, dass ich bisher dachte, es würde reichen, den Müll einfach zu trennen, doch scheinbar war das nicht nachhaltig genug.

Ich ging wieder ins Wohnzimmer zurück und gab im iPad in der Google-Suche »*Wie wird Plastik entsorgt*« ein. Kurz darauf las ich Artikel um Artikel, in denen es um die Verwertung von Plastik ging.

Das klang doch alles nicht so schlecht, fand ich. Es würde weiterverwendet werden und wieder seinen Weg in den Verkauf finden – ob als Tasche oder Laptophülle oder sonstwas. Es gab sogar eine Firma, die sich darauf spezialisiert hatte, Fassadenverkleidungen, Straßenmöbel oder Bretterböden aus recyceltem Plastik herzustellen!

Ich klickte weiter und fand einen Blog einer umweltbewussten jungen Frau, die verschiedene Missstände in der Gesellschaft aufzeigte. In einem Artikel wies sie darauf hin, dass nur rund 41% des Plastikmülls stofflich genutzt wurden, also wiederverwertet, und sage und schreibe 57% energetisch genutzt wurden, also in Müllverbrennungsanlagen beseitigt. Das war mir eigentlich noch nie so bewusst!

Schließlich fiel mir ein weiteres Problem ein, das wahrscheinlich in dem ganzen Mülldilemma eine noch größere Rolle spielte – was geschah mit dem Restmüll? Dieser wurde doch einfach auf Deponien verscharrt oder verbrannt, oder?

Wieder googelte ich und las. Die Erkenntnisse, die ich dadurch gewann, beruhigten mich nicht wirklich. Im Gegenteil. Mir wurde schlecht, denn durch die ganze Klickerei kam ich irgendwann auf ein YouTube-Video, bei dem es um Restmülldeponien ging. Sage und schreibe 350 Millionen Tonnen Restmüll sollten es laut dem Sprecher jährlich allein in Deutschland sein, die von den Menschen produziert wurden. Eine unvorstellbare Summe, wie ich fand, und ich schluckte entsetzt. *Ach du Scheiße ...* Und ich war absolut unbedacht immer ein Teil davon gewesen, denn was nicht offensichtlich zu Plastik oder Altpapier gehörte, kam bei mir in die Restmülltonne. Und die leerte ich recht häufig aus. So alle paar Tage trug ich einen

kleinen Sack runter, um ihn draußen auf der Müllinsel zu versenken. Aus den Augen, aus dem Sinn ... Dass zwei Drittel des Abfalles verbrannt und nur etwa 5% als Altstoffe aussortiert wurden, schockierte mich. Standen da tatsächlich Leute dort, die im Restmüll herumwühlten und Zeug raussuchten? Das musste doch furchtbar eklig sein! Angewidert schüttelte ich mich. Soviel konnte mir wohl keiner bezahlen, dass ich diesen Job machte ... Und doch musste ihn jemand machen, denn sonst würde das ganze noch viel schlimmer aussehen.

Als ich das iPad endlich beiseitelegte, war es schon spät. Mein Handy war noch immer stumm geblieben, also schaltete ich es enttäuscht aus. Meine Gedanken an Ben versuchte ich zu verdrängen, denn sonst würde ich nur wieder genervt sein und mich vor allem einsam fühlen.

Eine plötzliche Müdigkeit übermannte mich und mein Kopf schmerzte. Der Arzt hatte bei der Abschlussuntersuchung eigentlich gemeint, ich solle mich erholen und weniger fernsehen und lesen, um mich nicht zu sehr anzustrengen, doch in den letzten zwei Stunden hatte ich alle Gebote ignoriert. Nun hatte ich das Resultat ... Ich stand auf, warf noch eine Schmerztablette ein, ging Zähneputzen und legte mich ins Bett. Der Schlaf überkam mich rasch und ich träumte von Müllbergen, die immer größer wurden, bis sie in den Himmel ragten.